D. II. 8.
2121
Coburger Landes-Bücherei
Landesbibliothek Coburg

Kleine
Prosaische Schriften,

vom

Verfasser des Moriz.

Viertes Bändchen.

Coburger Landes-Bücherei

Weimar, 1790.
in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Das dritte Bändchen, welches den Schluß der Josephe enthält, wird in der nächsten Messe unausbleiblich erscheinen. Die Verlagshandlung bittet die Besitzer der ersten Bändchen, im Namen des Verfassers, wegen dieser Verzögerung um Nachsicht.

I.

Martinuzzi,

oder:

Leben eines geistlichen Parvenü's,

in Bezug auf neuere Erscheinungen erzählt.

Die Priester werden nie vergessen, daß ihre Urältervåter Priester und Kånige zugleich waren. Eine Kette von politischen Konjunkturen trennte zwar allmåhlig beyde Stånde, und machte den Priester zum Unterthan des Kånigs; aber er sah beståndig dahin, daß seine Ansprüche auf Herrschaft nur zurückgesetzt nie vernichtet werden konnten. Bey jedem günstigen Anlasse streckt er die eine Hand nach der Krone aus, während er mit der andern den Himmel verschenkt, und er verdammt nie einen Kånig, ohne seinen Unterthanen zeitlichen Frieden und ewiges Heil anzukündigen. Er dünkt sich besser als ein Kånig, weil er das Volk nicht bloß zeitlich, sondern auch ewig glücklich machen kann.

kann. Auf diesen Wahn bauete die römische Herrschsucht ihren Einfluß und ihren Stolz.

Allmählig kam der Glaube auf, daß man erst lebe und dann stürbe; daß man essen müsse, um beten zu können; daß die Furcht vor dem Galgen auf den Bösewicht so stark wirke, als die Furcht vor dem Teufel; daß eine Patrouille den rebellischen Pöbel so nachdrücklich bezähme, als eine vorgehaltene päbstliche Bulle; daß ein Edickt vom Throne so kräftig zur Moralität des Volks wirkte, als eine Predigt von der Kanzel; und endlich daß ein König, ohne Kranz und Kutte, wohl eben so allgemein auf das politische nnd moralische Wohl seiner Unterthanen wirken könnte, als ein Priester, der drey Kronen und Kranz und Kutte dazu habsüchtig sich zueignete. Seit der fast allgemeinem Verbreitung dieses Wahns, (wobei sich die Menschheit um nichts schlechter befindet) ist der Priesterstand dahin gestellt, wohin er eigentlich gehört: er ist Mittler zwischen den Gesetzen und dem bösen Willen der Statsbürger geworden; er weist nach dem Himmel, um die Justiz nicht so oft

nach

nach dem Sandhaufen und dem Zuchthause weisen zu lassen.

Die Reformation der Religion war zugleich Reformation der Politik, und sobald die Priester Frauen bekamen, und solchergestalt dem Laufe der Natur gemäß lebten, war es nicht mehr ausschließend ihr Geschäft, denselben zu stören. Die protestantischen Priester begnügten sich damit, daß sie Herren ihrer Frauen wurden, oder sie bekamen, wenn ihre Frauen ihrer Herr wurden, solch einen Abscheu vor der Herrschsucht, daß sie gern ruhig blieben. Die katholischen Priester hingegen konnten in neuern Zeiten nur dadurch gebändigt werden, daß man ihnen theils Haus und Hof, theils einige Schlüsseln nahm, und daß man durch Aufklärung die Seelen, die sie in ihrer Leibeigenschaft hielten, der Fesseln loß und ledig machte.

Indessen, alte Uebel sind nicht so leicht ausgewurzelt. Der Priesterstand vom neuen und alten Bekenntnisse macht Ansprüche auf unmittelbare Einsetzung Gottes, auf Mittlerschaft zwischen ihm und seinen Geschöpfen, und auf hö-

here und feinere Wissenschaften, die der Seele, also dem edlern Theile der Menschen Konsistenz, Bildung und Vollkommenheit verschaffen sollen. Dafür fordert er ausgezeichnete Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Belohnung. Weil man aber nicht immer gutwillig bekömmt, was einem gehört: so muß man daran errinnern, so muß man darauf dringen, so muß man zugreifen.

Aber Gewalt darf hierbey dieser Stand nicht brauchen. Seine Moral ist sanfter, als die Moral der Könige. Letztere machen sich mit Kanonen geltend, aber dieser darf es nur mit der Bibel thun. Deßhalb sind alle die Mittel, die er zur Erreichung seiner Zwecke braucht, sanft, einschmeichelnd, langsam. Vermöge seines Amtes hat er Gelegenheit, die Schwächen der Menschen zu studieren, und durch die Kunde derselben Jeden, den er nur will, an seinen Drat zu bekommen. Denn, noch hat sich niemand unbedingt und unthätig dem Schutze Gottes ausgeliefert, der sich nicht zugleich der Despotie seiner Diener überantwor-

tet hätte. Je stärker der Glaube desto stärker und schwerer das Joch der Priester.

Man muß sich von dem Priester ganz los machen, um seiner ganz los zu seyn. Hat er Absichten, und reicht man ihm nur den kleinen Finger, so hat er bald die ganze Hand. Nur einmal darf ein Fürst im Beichtstul im Ergusse seines Herzens auf politische Angelegenheiten hinwinken: und er hat an seinem Beichtvater bald einen Minister; nur einmal dürfen Eheleute über Uneinigkeit in ihrem Ehestande klagen: und sie haben an ihrem Seelsorger einen Hausdespoten; nur einmal darf eine Mutter sich verlauten lassen, daß sie reife Töchter hat: und der Prediger nimmt es auf sich, sie an Mann zu bringen — — so sind sie für jedes Fach gerecht, und in dem System der priesterlichen Grundsätze liegt es, sich klüger zu dünken, als andere, und deshalb für jedes Unglück Glück, für jeden Zufall Rath, auf jeden Zweifel Antwort, und auf jede Widerrede Widerlegung wissen zu wollen. Wer ihnen dies ununtersucht glaubt, gehört ihnen.

Der Charakter des Priesters, der nach Einfluß strebt, ist Schmeicheln, Kriechen, Winden; der Charakter des Priesters, der schon Einfluß hat, ist Stolz, Uebermut und daraus entspringender Verfolgungsgeist, der um so unerbittlicher ist, da er in tausend Fällen gegen einen, seine Sache zu Gottes Sache macht. Er hebt sich durch Kabbale und erhält sich durch Gewalt.

Man gehe in die Geschichte zurück und untersuche die Laufbahnen, die eine Menge Priester gemacht, wodurch sie dieselben gemacht und wodurch sie sich auf denselben erhalten haben: immer wird man finden, daß der Weg zum Ziele bey allen derselbe war, und daß sie beständig die oben angezeigten Mittel in Bewegung setzten. Sie handeln alle, ohne alle Jesuiten zu seyn, nach jesuitischen Grundsäzen, unter denen der wirksamste immer war und noch ist: erst Zuckerbrod, dann Ketten.

Wenn ein Fürst einmal ohne Günstling nicht leben zu können glaubt: so mache er lieber

der Soldaten, Staatsleute, oder Kammerdiener dazu, als Priester. Ihr Despotismus ist bey weitem nicht so drückend. Sie werden nur immer als Freunde, oder als Theilhaber an seinen Vergnügungen, oder als Leute, die sich bewußt sind, daß sie ihm Nutzen stiften, über ihn herschen; aber der Priester wird ihn als Mittler Gottes, als Arzt seiner Seele und seines Leibes und als Götze, der nach Opfern und Ehren giert, tirannisiren. Der geistliche Günstling wird immer erst für sich, dann für seine Nepoten und dann für Gott zusammen scharren, während der weltliche oft für ein Ordensband, oder für eine höhere Bedienung, oder für einen versorgten Sohn seine Nächte durchwacht und sein ganzes Leben und seinen ganzen Verstand und Diensteifer für den Nutzen, den Willen oder für die Launen seines königl. oder fürstl. Mündels verwendet.

Diese Bemerkungen haben sich uns bey der Bearbeitung der folgenden Geschichte aufgedrungen, in welcher sie der aufmerksame Leser in

Handlung gesetzt und eben dadurch bestätigt, wieder finden wird.

Nach der großen Schlacht, welche die Ungarn bey Mohadsch im Jahr 1526. gegen Soliman verloren, und in welcher ihr König, Ludwig II. blieb, war niemand vom königlichen Stamme übrig, der die Regierung hätte übernehmen können. Johann Zapolya, Woywode von Siebenbürgen, kam mit Hülfsvölkern für seinen König an, doch zu spät, um ihn zu retten, und zu früh, um sich seine Krone zu verschaffen. Dennoch bemächtigte er sich derselben. Aber Ferdinand I., erwählter König von Pohlen, hatte, als Erbe des Königs Ladislaus, nähere Rechte auf dieselbe und suchte sie geltend zu machen. Einige ungarische Großen, die dem Zapolya seine Laufbahn beneideten, unterstützten ihn dabey. So kam Ferdinand nach Ungarn und gewann bald so viel Vortheile, daß er sich zum Könige von Ungarn krönen lassen

sen konnte. Johann Zapolya ward verjagt und mußte nach Polen flüchten, wo er einen Zufluchtsort bey einem Edelmanne fand. Dieser ward bald sein Freund und drang beständig in ihn, den König Ferdinand seiner Beute nicht in Ruhe genießen zu lassen. Er sollte sich den Beystand Solimans verschaffen.

Johann befolgte diesen Rath und unterhandelte mit Soliman. Ferdinand erfuhr es und verhandelte seinerseits mit Soliman auf Waffenstillstand. Aber dieser hatte dem verjagten Könige schon sein Wort gegeben und wies Ferdinands Gesandten ab. Der Krieg ward fortgeführt und Soliman kam in Person nach Ungarn. Johann eilte zu ihm und dankte ihm auf seinen Knieen. Der stolze Sieger reichte ihm dafür, ohne von seinem Sessel aufzustehen, zum Zeichen seiner Theilnehmung die Hand und versprach, ihm die Krone von Ungarn zu erhalten.

Soliman zög weiter durch Ungarn nach Wien, belagerte es und ward zurückgeschlagen. Auf seinem Rückzuge kam er durch Ofen, wo

der

der König Johann noch einmal Versicherung der Krone gegen einen jährlichen Tribut von ihm erhielt. Auch in Siebenbürgen erkannte man ihn nach einigen blutigen Auftritten an.

Kaum sah er sich in Ruhe, als er aus Liebe zum Frieden mit Ferdinand in Unterhandlung trat. Es kam ein Traktat zu Stande, worinn festgesetzt wurde, daß Johann, so lange er lebte, im Besitze dessen, was er jetzt hatte, bleiben, daß es aber nach seinem Tode an Ferdinand und seine Nachfolger fallen sollte. Wenn Johann Erben hinterließe, sollte ihnen Ferdinand die Einkünfte bewilligen, die den Einkünften der Woiwodschaft von Siebenbürgen entsprächen.

Kurze Zeit nach dem Abschlusse dieses Traktatts starb Johann. Seine Gemahlin Isabelle war eilf Tage vor seinem Tode mit einem Sohn Johann Stephan, nieder gekommen.

Das Benehmen Johanns war beständig von einem Vertrauten gestimmt und geleitet worden. Dies war Georg Martinuzzi, aus Dalmatien, von adlicher Familie, aber sehr

arm.

arm. Er war in dem Schlosse von Johanns Mutter aufgewachsen und dort zu den niedrigsten Verrichtungen gebraucht worden. In frühern Jahren konnte er sein Glück nicht höher, als bis zum Stubenheitzer treiben: er suchte es also, da er es im Schlosse nicht finden konte, in der Kirche. In dem Benediktinerkloster St. Paul, nicht weit von Ofen, ward er eingekleidet. Man brauchte ihn darinn zum Bruder Küchen- und Kellermeister, und als solcher verschaffte er sich schon Einfluß, durch stärkere Portionen für die, welche er brauchte.

Aber die Zelle ward ihm bald zu enge. An dem Beyspiele einiger seiner Brüder hatte er gesehen, daß man sich auch als Mönch einen weitern Wirkungskreis verschaffen könnte. Dazu brauchte er aber Studien. Er lernte also Schreiben und Latein, um sich in dem Predigerorden zu heben. Dies gelang. Er ward nach Polen in ein Kloster versetzt, und wußte sich bald die Stelle eines Superiors zu verschaffen. Als solcher wurde er mit dem Könige Johann bekannt, der damals in Polen

als

als Flüchtling lebte. Er bot ihm Trost und Hülfe in seinem Unglück an. Der König schickte ihn mit Aufträgen hin und wieder, und unter Begünstigung seines Rockes kam er überall frey und glücklich durch. Als der König die Krone wieder hatte, erinnerte er sich seiner. Er wollte den in seinem Glücke belohnen, der ihm in seinem Unglücke treu und gewärtig gewesen war. Er rief ihn also zu sich.

Martinuzzi fand sich zwar nicht so von ihm belohnt, wie es sein Ehrgeiz wünschte; aber doch verwandte er sich, in Erwartung einer glänzendern Zukunft, so thätig und anhänglich für ihn, daß ihn der König, der seinen Verstand und seine Erfahrung bald in ihrem ganzen Umfange kennen lernte, zu seinem Rath und Schatzmeister und bald nachher zum Bischof von Groß-Waradein machte. Diese Würden verschafften ihm so viel Einfluß und befestigten ihn in dem Vertrauen des Königs so sehr, daß er ihn in seinem letzten Willen zum Vormunde seines Sohnes und zum Koadjutor seiner Gemahlin in der Regierung ernannte. Aber Martinuzzi konnte nie-

niemand neben sich leiden und er spielte es bald so, daß alle Gewalt in seine Hände fiel.

Als Ferdinand Johanns Tod erfuhr, drang er auf die Erfüllung jenes Traktats. Die Königin war willig dazu; aber Martinuzzi dagegen. „Der Prinz" sagte er: „würde dadurch ein simpler Edelmann!" — Eigentlich hätte er sagen sollen: „ich würde dadurch ein simpler Mönch." Erst kam er, dann der Prinz, dann die Königin. Letztere wagte es nicht, ihm zu widersprechen.

Er hielt also Ferdinanden mit Worten hin, während er an Soliman die Lage der Sachen berichtete und dessen Beystand verlangte, im Fall Ferdinand gewaltsame Hand anlegen sollte. Letzterer sah bald, daß ihn Martinuzzi betrog. Er schickte eine Armee von zwanzigtausend Mann, die durch vierzig Kanonen und durch einen braven Anführer unterstützt, Ofen wegnehmen und sich des Bischofs, der sich dort befand, bemächtigen sollte. Der General Rockendolf schloß die Stadt ein, und da er sie nicht verheeren wollte: so ließ er der Köni-

Königin, die sich auch darin befand, sagen: sie sollte sich nicht von dem gefährlichen Rathe des Bischofs leiten lassen: Ferdinand wäre ein Fürst von Wort, sie würde mit ihm besser fahren. Aber Martinuzzi stellte ihr vor: „es würde wenig Urtheilskraft verrathen, wenn sie für ihr Königreich ein Fürstenthum nehmen und von der Königin zur Edelfrau herabsteigen wollte." — Dies griff tiefer.

Während Rockendolf Batterien errichtete, und die Besatzung von Ofen, durch Martinuzzi angefeuert, sich mit Nachdruck vertheidigte, lief die Nachricht ein, daß Soliman den Mehemet Bassa zur Unterstützung der Königin und zum Entsatze von Ofen abgeschickt hätte. Rockendolf hob die Belagerung auf und zog sich vor der türkischen Armee zurück. Der Bassa folgte ihm und seine Unternehmungen waren so glücklich, das Rockendolfs Heer aufgerieben wurde, und dieser General selbst blieb. Soliman folgte seiner siegreichen Armee in Person, und erschien vor Ofen, das er barbarisch mishandelte, während er der Königin reiche Ge-

schenke aushändigen und sie bitten ließ, ihren Sohn zu ihm zu schicken, den er so empfangen würde, als sie es selbst wünschen könnte. Die Königin gerieth in Bestürzung über dies Verlangen. Sie wollte ihren Sohn nicht auf Treu und Glauben ausliefern; aber Martinuzzi drang darauf und stellte ihr vor, daß sie den Sultan, dessen Charakter an sich grausam und unerbittlich sey, durch Verweigerung wütend machen würde. Er erbot sich, den Prinzen selbst zu ihm zu begleiten, und gab ihr sein Wort, daß er ihn zurückbringen würde. Seine Heftigkeit besiegte die Königin. Sie ließ ihren Sohn sehr reich ankleiden, und schickte ihn zu Soliman. Dieser empfing ihn sehr prächtig, führte ihn zu seinen eigenen Söhnen und schickte ihn zurück. Die ihn zu ihm gebracht hatten, behielt er einige Tage bey sich. Unter diesen waren auch Martinuzzi und Petrowitsch, ein Vetter des Königs.

Unterdessen machte er sich Meister von Ofen und befahl der Königin, gegen sein gegebenes Wort, mit ihrem Sohne nach Sieben-

bürgen zu gehen und dort so lange mit ihm zu bleiben, bis er selbst regierungsfähig würde. Unterdeß übernähme er die Beschützung des Königreichs. Petrowitsch wurde Statthalter von Temeswar, Johann Stephan wurde zum Woiwoden von Siebenbürgen erklärt, die Königin in der Vormundschaft bestätigt und Martinuzzi behielt die Stelle des Koadjutors und Schatzmeisters: alles, wie Soliman erklärte, dem Testamente Johanns gemäß, für dessen Vollstrecker er sich gehalten wissen wollte.

Die Königin fügte sich nothgedrungen dem Befehle Solimans und machte sich auf den Weg nach Siebenbürgen. Aber auf der Gränze erfuhr sie, daß die Großen des Landes sie nicht aufnehmen wollten. Sie blieb also zu Lippa und schickte von dort aus den Martinuzzi ab, der mit den Misvergnügtern in Unterhandlung trat und sie so umstimmte, daß sie die Königin und ihren Sohn aufnahmen, beyden, wie dem verstorbenen Könige, zu gehorchen versprachen, die Vormundschaft der Königin bil-

lig-

ligten und den Bischof in der Stelle eines Koadjutors und Schatzmeisters anerkannten.

Nun kam die Königin nach Siebenbürgen und übernahm, dem äußern Scheine nach, die Regierung der Provinz; aber Martinuzzi hatte schon zu viel Vortheile über sie gewonnen, und in kurzer Zeit hatte er die Regierung so weit an sich gerissen, daß der Königin nicht der geringste Einfluß übrig blieb. Seine Stelle als Schazmeister verschaffte und sicherte ihm diese Ueberlegenheit.

Durch seine Hand ging jeder Pfennig, und der Königin bewilligte er nur so viel, als sie zum Unterhalte nöthig brauchte. Die Großen des Staats lockte er erst durch Schmeicheleyen an sich und wann er ihrer gewiß war, behandelte er sie als Sklaven. Die Königin ertrug mit unglaublicher Geduld die Anmaßungen dieses Mannes. Er verwehrte sogar den Großen den Zutritt zu ihr und ihrem Sohn, und wer sich ihm wiedersetzte, ward bis auf den Tod verfolgt.

Endlich konnte es die Königin nicht länger dulden. Sie schrieb an Soliman, beklagte sich über das Benehmen ihres Koadjutors, und bat ihn, daß er sie jetzt von diesem drückenden Zwange befreyen möge, da er sie ehedem von den Feinden ihres Landes befreyt hätte, die ihr nicht so drückend gewesen wären. Soliman konnte nichts weiter für sie thun, als an Martinuzzi schreiben: „Benimm dich anders, schrieb er ihm: oder ich komme."

Aber dieser Brief that keine Wirkung. Martinuzzi handelte nach seiner alten Weise fort, entschloß sich aber, sich von Seiten Ferdinands zu decken, der ihm, wenn Soliman sich thätig für die Königin verwendete, gegen diesen schützen sollte. Zugleich wollte er sich auch dadurch eine Menge Steuern und Kopfgelder ersparen, die er jährlich an Soliman zu bezahlen hatte, und die er, ohne das Land zu drücken, nicht aufbringen konnte.

Er fand Mittel, Ferdinanden seine Absicht wissen zu lassen, und veranstaltete zu diesem Behuf eine Zusammenkunft mit dem Grafen von Salm

zu

zu Tokay. Diesem stellte er vor, daß Petrowitsch damit umgienge, den Türken Siebenbürgen in die Hände zu spielen, und die Königin und den jungen König daraus zu vertreiben. Siebenbürgen wäre der Schlüssel zu Oestreich; hätte sich jener fürchterliche Feind des erstern bemächtigt, so wäre letzteres nicht sicher; hätte er erst einen Fuß in Deutschland, so würde es immer schwerer, ihn zurück zu halten. Der Plan des Petrowitsch müßte also vereitelt werden. Dazu brauchte er Hülfe. Die Unternehmung wäre gerecht und heilig. Willigte Ferdinand darein, so verspräche er, daß die Königin alle Punkte jenes frühern Traktats erfüllen sollte. Alle diese Umstände möchte er seinem Herrn weitläuftig auseinandersetzen.

Martinuzzi ging nach Siebenbürgen zurück und der Graf eilte zu Ferdinand, um ihm den Erfolg seiner Verhandlung mitzutheilen. Von letzterer erfuhr aber auch die Königin Isabelle bald alle Umstände und sie gerieth in Bestürzung darüber. Im Ausbruche derselben wandte sie sich abermals an Soliman. Einer ihrer Gro-

ßen mußte den Plan des Mönches Martinuzzi zu Konstantinopel vorstellen. Es ward diesem Botschafter nicht schwer, den Sultan wider jenen aufzubringen. Sogleich bekam der Bassa von Ofen Befehl, den Empörer lebendig oder todt einzuliefern. Ein Chiaus ward abgeschickt, mit der schriftlichen Erklärung, daß Martinuzzi aller seiner Würden und Aemter entsetzt, und niemand ihm zu gehorchen, und jedermann ihn umzubringen gehalten sey, wenn er sich den Befehlen des Sultans nicht fügte. Die Woiwoden von der Moldau und Wallachey erhielten Befehl, der Königin beyzustehen.

Der Chiaus hatte Konstantinopel kaum im Rücken, als Martinuzzi seinen Auftrag bis auf die kleinsten Umstände schon erfuhr. Sogleich entfernte er sich vom Hofe der Königin und schloß sich in Sebeß ein, einem haltbaren Ort, den er mit allen nöthigen Vertheidigungsmitteln versah. Er zog viertausend der streitbarsten Männer des Landes zusammen und nahm von ihnen den Schwur des Gehorsams und der Treue. Zu diesen schlugen sich noch

viele

viele andere; die glaubten, seine Absicht gienge auf den Besitz von einem Theile der Provinz.

Die Königin, die überrascht und festgenommen zu werden fürchtete, forderte Hülfe von dem Bassa von Ofen und von jenen beyden Woiwoden. Unter dem Beistande einiger ungarischen Großen zog sie Truppen zusammen und belagerte die Ortschaften, die sich für Martinuzzi erklärt hatten.

Unterdessen behielt dieser die Hände auch nicht im Schooß. Er ging von Sebeß nach Meges, in der Absicht, sich den Zecklern zu nähern, von denen er große Hülfe erwartete. Zwar wußte er, daß die Vornehmsten darunter für die Königin waren; aber er hofte, daß der Ton, aus welchem der Chiaus im Namen seines Herrn sprechen würde, diese stolze Nation aufbringen und sie auf s e i n e Seite herüber führen würde. Er schloß in diesem Punkte nicht fehl. Die Drohung des Sultans, daß der Bassa von Ofen sie vernichten sollte, wenn sie der Königin nicht beyständen, empörte sie; und sie verliesen die Königin und unterstüzten

sie auch nicht mit einem einzigen Mann. Vollends gewann sie Martinuzzi durch seine Gegenwart. Er spiegelte ihnen vor, die Königin riefe die Türken ins Land und diese Barbaren kennten sie doch sattsam. Sie würden ihnen aufgeopfert werden, wenn auch die Königin zugleich sich selbst ihnen aufopferte.

Durch ihren Beitritt vermehrte Martinuzzi sein Korps ansehnlich. Er sezte sich mit demselben vor Weissenburg, wo die Königin sich gewöhnlich aufhielt. Die Zeckler murrten, daß man im Angesichte des Feindes unthätig bliebe. Martinuzzi bewaffnete sich vom Kopfe bis zu den Füssen, bestieg einen stolzen Rappen, ritt mitten unter die Misvergnügten und that ihnen die Ursachen der Verzögerung kund. Er sagte ihnen, daß er mit der Königin verhandelte und daß er sie in wenig Tagen nach Hause schicken würde. Dadurch beruhigte er diese Nation, die alles, nur nicht unthätig seyn wollte. Martinuzzi schloß seinen Traktat mit der Königin ab. Der Sturm, der ihm von Seiten des Bassa und der beyden Woiwoden drohete, zwang

ihn

ihn dazu. Drey Armeen hatten sich wider ihn in Bewegung gesezt, die um zwey Dritttheile stärker waren, als die seinige.

Auch die Königin bot gerne die Hände zu diesem Traktat, weil sie jezt mehr die Unterstützung der Türken, als die Herschsucht des Bischofs fürchten zu müssen glaubte. Sie kannte die Türken als treulos, und hatte übrigens weder Geld, noch Waffen, noch Beystand. Sie ließ also ihre Truppen auseinander gehen.

Unterdessen erfuhren der Bassa und die beyden Woiwoden, die mit ihren Armeen im Anzuge waren, daß sich die Königin mit Martinuzzi verglichen hätte, und daß sie mithin ihrer Hülfe nicht mehr bedürfte. Aber der Bassa ließ sich durch diesen Vergleich nicht irre machen. „Ich will erst nach Siebenbürgen, eh' ich mich zurück ziehe:“ sagte er.

Die Königin war bestürzt über diesen Vorsaz. Sie fürchtete von der kommenden Hülfe mehr Unheil, als der hartnäckigste Krieg über

sie

sie hätte bringen können. Es schien ihr unvermeidlich, daß sie nicht ihres Landes beraubt und daraus verjagt werden sollte. Sie wandte sich an Martinuzzi, und bat ihn, ohne Aufschub ein Mittel in Bewegung zu setzen, das die Türken entfernte. Sie wollte den Anführern Geschenke schicken, um sie desto williger dazu zu machen. Martinuzzi schien sich wenig um die Königin zu bekümmern: er erwiederte ohne Bestürzung, kalt und trocken: „wer sie hat kommen heissen, kan sie auch zurück schicken. Ungläubigen geb' ich keine Geschenke: die sind nur für Christen."

Durch diese Erklärung wollte er die Königin nach seiner Gewohnheit blos drücken und ängstigen: denn unter der Hand kam er der dringenden Verlegenheit zuvor und in kurzer Zeit hatte er gegen funfzigtausend Köpfe beysammen. Einen Theil davon schickte er gegen den Woiwoden von der Wallachey. Es kam zu einer Schlacht, in welcher der Woiwode so viel verlor, daß er vor der Hand kein Korps

wie-

wieder aufbringen konnte. Die Nachricht, daß Martinuzzi mit Hülfe im Anzuge sey, die er künstlich unter die feindliche Armee zu spielen gewußt hatte, verschaffte seinem General den Sieg. So sehr ward sein bloßer Name schon gefürchtet.

Einen andern Theil seiner Truppen sandte er gegen den Woiwoden der Moldau; und er selbst stellte sich mit dem dritten dem Bassa von Ofen entgegen, den er aus Siebenbürgen zurück schlug. Nun ging er gegen die Moldauer, die das Zeckler-Land verherrten und trieb auch diese nach Hause, ob sie gleich dreyßigtausend Köpfe stark waren.

Durch diese Unteruehmungen befestigte er seine Gewalt immer mehr. Die Königin empfing ihn bei seiner Zurückkunft mit offnen Armen. Er zwang sie, doch nicht ohne Widersezlichkeit von ihrer Seite, an den Sultan zu schreiben und alle die Beschuldigungen, die sie voriges Jahr gegen ihn aufgezählt hatte, zu widerrufen. Der Sultan achtete nicht sehr auf diesen Brief, weil er wohl vermuten konnte,

te, daß die Königin dazu gezwungen worden wäre. Indessen gab er doch den Großen des Landes auf, dem Bischof zu gehorchen.

Diese Ruhe war nicht von Bestand. Die Königin beklagte sich, daß Martinuzzi die Punkte des Vergleichs nicht hielte. Einmal war er auf eine Zeitlang abwesend. Diese Entfernung nuzte sie, um einige seiner Vertrauten für sich zu gewinnen und zugleich ihre Freunde näher an sich zu ziehen. Sie stellte ihnen die Unbeständigkeit des Mannes vor, klagte ihnen, daß er sie täglich mit seiner Herschsucht drückte und daß er überhaupt weder Treue noch Glauben hielte. Sie gab ihnen Winke über seinen ungebändigten Ehrgeiz, und ließ sie merken, daß er Willens wäre, sie und ihren einzigen Sohn, den Erben ihres ehemaligen Königs, zu verjagen. Schande wär' es für sie, daß sie vormals einem Könige, wie ihrem Gemahl, gehorcht haben und jezt einem treulosen, habsüchtigen und ehrgeizigen Mönche, wie Sklaven unterworfen seyn sollten.

Diese Vorstellungen würkten so stark auf die Großen, daß sie sich verbanden, ihm den Gehorsam aufzukündigen und ihn aus dem Lande zu jagen. Aber dies Bündnis war nicht so geheim gehalten worden, daß Martinuzzi nicht Nachricht davon hätte bekommen sollen; weil er aber seine Truppen entlassen hatte, so wagte er sich doch nicht sobald nach Hofe zurück. Er sahe Gefahr, und dies bewog ihn, von neuem mit Ferdinand zu unterhandeln und endlich den Vergleich mit ihm zu Stande zu bringen, der schon lange im Werke gewesen war. Ehrgeiz und Rache spornten den Bischof zunächst zu diesem Traktat. Er glaubte endlich Herr von Siebenbürgen werden zu können, was er so brennend wünschte, daß er oft erklärte: die Kronen des Papstes und des Kaisers wären ihm nichts in Vergleich mit diesem Lande, das er zu verlassen sich nie würde entschliessen können.

Sonach schickte er insgeheim einen seiner Vertrauten an Ferdinand, um die frühern Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Er verlangte,

daß

daß er ihm Hülfsvölker und zugleich einen Bevollmächtigten schickten sollte, mit dem er das übrige verabreden und festsetzen könnte. Der vormals entworfene Traktat sollte jedem Punkte nach in Erfüllung gebracht werden.

Ferdinand kannte zwar den Wankelmut seines Mannes und sahe wohl, daß er ihm diesen Vorschlag nicht aus Neigung, sondern nothgedrungen und seines eigenen Vortheils wegen thäte; indessen wies er ihn doch nicht damit ab, aus Furcht, die Türken mögten diese Spaltungen nutzen und das Land in Besitz nehmen. Er schickte ihm also tausend ungarische Reiter, mit viermonatlicher Löhnung für sie, und einige Kanonen, um vor der Hand Zeit zu gewinnen, ein beträchtlicheres Korps zusammen zu ziehen und es unter einem geschickten Feldherrn zu ihm stossen zu lassen.

Ferdinand wollte sich des Landes versichern, das ihm durch das Recht der Erbfolge, durch Wahl und Traktaten gehörte. Deshalb bat er Karl V., seinen Bruder, ihm irgend

gend einen seiner großen Feldherrn zu schicken, der diese Unternehmung leitete. Sie kam dem Kaiser groß und gewagt vor, um aber seinen Bruder nicht vergebens bitten zu lassen, schickte er ihm den General Castalda, einen erfahrnen Soldaten und feinen Unterhändler. Ferdinand empfing ihn mit lauter Freude und behielt ihn nur so lange bei sich, als es Zeit bedurfte, um ihn über die Art seines Benehmens gegen Martinuzzi zu unterrichten. Er sollte List mit List überlisten, und ihm vor der Hand alles, was er verlangte, einräumen, um seine Habsucht zu befriedigen. Somit ging Castalda nach Ungarn ab.

Sobald die Königin Nachricht erhielt, daß Castalda das Land mit seinem Völkern betreten hätte, berief sie die Großen zu einem Landtage, um über Mittel zu berathschlagen, den Bischof aus dem Lande zu verjagen. Martinuzzi bekam Nachricht von diesem Landtage; und sogleich sezte er sich in seinen Wagen, und fuhr mit solcher Hast und Uebereilung, daß er, als er durch einen Fluß setzte, umgeworfen ward

und kaum mit dem Leben davon kam: Seine Leute riethen ihm, nicht weiter zu gehen: dieser Unfall wäre ein böses Zeichen. Aber er spottete sie über ihre kindischen Vorurtheile aus und bewies es ihnen als Lächerlichkeit, wenn man aus irgend einen Zufalle gute oder böse Dinge vorhersagen wollte. Er setzte also seine Reise fort und schrieb den Großen, die um die Königin waren: sie sollten wohl zusehen, was sie thäten; er würde mit einer guten Anzahl bewaffneter Männer auch zum Landtage kommen. Diese Kühnheit erschreckte die Königin: sie sagte den Landtag ab, und keiner der Großen wagte es zu kommen. Ihr Plan war gescheitert und sie zog sich mit einer Anzahl Soldaten nach Weißenburg. Weil sie sich aber dort nicht sicher glaubte, gieng sie nach Sebeß, das fester war, um dort den Ausgang des Krieges abzuwarten.

Als Martinuzzi seine Feinde vor sich her fliehen sah und Castalda mit seinem Korps immer näher rückte, setzte er sich vor Weißenburg, weil dieser Ort ihm bey seinen Absichten sehr

nöthig war. Er griff ihn wütend an, ward aber eben so wütend zurückgeschlagen. Dies kam ihn unvermutet; und da er ohnehin den General Castalda noch nicht nahe genug wußte: so ließ er, einem Zuge seltsamer Unbeständigkeit gemäß, der Königin sagen: sie sollte auf ihr Wohl denken. Die Königin achtete auf seine Warnung, weil sie Nachricht hatte, daß Castalda mit zehntausend Mann spanischer Fußvölker und mit einer Anzahl Reiter das Land schon betreten und Dalmas, ein wichtiges Schloß, belagert hätte. Ihr Untergang schien ihr gewiß: sie that also alles, was Martinuzzi von ihr verlangte. Sie befahl der Besatzung von Weißenburg, ihm die Thore zu öffnen. Martinuzzi nahm die Stadt in Besitz und sogleich gab er dem General Castalda Nachricht davon, mit der Anweisung, daß er sich mit seinen Truppen bey Egneth setzen sollte, wo er eine sehr bequeme Stellung nehmen könnte. Castalda that es und erwartete dort den Martinuzzi. Aber dieser kam nicht so bald. Er reißte erst zur Königin, gab ihr Nachricht von

der Ankunft des Castalda und beredete sie, der Besatzung von Dalmas zu befehlen, daß sie sich ergäbe, damit der Ort nicht mit stürmender Hand eingenommen und zerstört würde. Die Königin fügte sich dieser Vorstellung und Dalmas ergab sich.

Nun erst kam Martinuzzi zu Castalda, den er überraschen wollte, um das Ceremoniell zu vermeiden. Aber dieser hatte Nachricht von seiner Ankunft und kam ihm mit einem großen Gefolge entgegen. Martinuzzi kam in einem Wagen mit Achten und mit seinem gewöhnlichen Gefolge von zweyhundert Jägern und vierhundert Reitern, unter denen die vornehmsten des des Landes waren. Sobald ihm Castalda näher kam, sprang er aus dem Wagen und bestieg eins von den vier großen Paradepferden, die ihm gewöhnlich nachgeführt wurden. So näherten sie sich und erwiesen einander wechselseitig große Achtung und Ehre.

Castalda erklärte dem Bischof, daß er von Ferdinand Befehl hätte, ihm in allem zu gehorchen. Er hatte bis jetzt das Land ganz in

Hän-

Händen gehabt und auch in Zukunft sollte er diese Gewalt behalten und nach Willkühr handeln und befehlen. Martinuzzi war mit dieser Erklärung zufrieden und es schmeichelte ihm nicht wenig, sich an Einfluß und Macht weit über diesen berühmten General erhaben zu wissen.

Zwey Tage nach dieser Zusammenkunft reiste Martinuzzi nach Weißenburg ab, um sich dort in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Von da aus besuchte er die Königin und gab ihr Rechenschaft von seiner Verhandlung. Die Königin schickte einen polnischen Edelmann an Castalda ab, um ihn in ihrem Namen zu begrüßen.

Die Königin, Martinuzzi und Castalda, alle, hatten ihren eigenen Plan. Castalda sollte sich im Namen Ferdinands des Landes bemächtigen; Martinuzzi wollte es regieren, und die Königin wollte es behalten. Sie hintergingen einander wechselsweise.

Castalda hatte binnen sechs Tagen keine Nachricht von Martinuzzi; endlich bekam er

sie durch einen Expressen, der zugleich den Auftrag hatte, ihn nach Weißenburg zu einer fernern Unterhandlung einzuladen. Der General ging mit einem kleinen Gefolge dahin ab. Man rieth ihm zwar, daß er sich dem unzuverlässigen Mönche nicht ohne eine Leibwache anvertrauen sollte; der kleinste Umstand könnte machen, daß sich seine Gesinnungen und sein ganzer Plan umsetzten; aber Castalda erwiederte: wenn Martinuzzi böse Absichten auf ihn hätte, so würde eine Leibwache ihn nicht zurückhalten, weil er in Weißenburg der Stärkere wäre; und wenn er ihm Mißtrauen zeigte, könnte dies ihn leicht stimmen, mit ihm zu brechen. Er ging also nach Weißenburg ab, fand aber den Bischof nicht daselbst, denn er war, ohne ihm Nachricht davon zu geben, nach Sebeß zur Königin gereist. Castalda beschloß, ihn dort aufzusuchen. Aber auch hier fand er ihn nicht: er kam erst nach zwey Tagen. Unterdessen hatte Castalda mit der Königin gesprochen und ihr die Absicht seines Zuges erklärt. Er hatte in sie gedrungen, den Traktat ihres

ver-

verstorbenen Gemahls mit Ferdinand in Erfüllung zu bringen: dieser wäre immer noch bereit, sein Versprechen zu halten. Er stellte ihr ihre gegenwärtige hülflose Lage vor, bewies ihr, wie wichtig das Land für die Ruhe der Christenheit, wie wenig sie aber im Stande wäre, es gegen die Uebermacht der Türken zu schützen. Sie könnte sich keinem mächtigern Fürsten in die Arme werfen, als Ferdinand, der zugleich williger wäre, den Fortschritten eines unmenschlichen Feindes Einhalt zu thun. Um diese wichtige Verhandlung zu befördern, hätte er den Auftrag, ihrem Sohne die Tochter Ferdinands mit einer beträchtlichen Ausstattung anzubieten, alle ihre Schulden zu bezahlen und ausserdem alle übrigen Punkte jenes frühern Traktats unbedingt zu erfüllen.

Auch Martinuzzi fand dies Anerbieten sehr befriedigend, und er nahm es auf sich, es der Königin annehmlich zu machen. Im ganzen genommen war die Königin auch damit zufrieden, weil sie sich auf diesem Wege vor der

Herschsucht des Martinuzzi retten zu können glaubte. Nur die einzelnen Umstände wollte sie noch erwägen, und sie bat letztern, mit ihr daran zu arbeiten. Die Verhandlung dauerte vierzehn Tage. Die Unbeständigkeit des Bischoffs und sein eigner Vortheil, der überall im Wege stand, verursachten diese Verzögerung, ob er sich gleich das Ansehen gab, als ob er nur für die Königin und ihren Sohn arbeitete, und wie er sagte, sich für die Wohlthaten, die ihm der verstorbene König erwiesen, dankbar zu zeigen.

Während dieser Intriguen gewann die Königin Gelegenheit, mit dem General Castalda unter vier Augen zu sprechen. Sie bezeigte ihm ihre Zufriedenheit mit der Wahl, die Ferdinand in seiner Person getroffen hätte. Sie hoffte von ihm Befreyung aus ihrer bisherigen drückenden Lage, da ihm der Kayser in allem unbedingte Vollmacht gegeben hätte. Martinuzzi wäre an allem schuld: er hätte sie verhindert, den Vergleich mit Ferdinand zu erfüllen; er

hätte sie durch tausend Gewaltthätigkeiten gezwungen, sich dem Sultan in die Arme zu werfen, an dem sie zwar einen rauhen und unerbittlichen Despoten gesehen hätte, der ihr aber doch weit erträglicher gewesen wäre, als ein herschsüchtiger Diener. Das Geschehene sey ihr leid; aber es wäre noch nicht alles in dem Grade verdorben, daß die Wünsche Ferdinands nicht befriedigt werden könnten. Sie beschwor ihn, sich ihres Sohnes als eines gebornen Königs und einer hülflosen Waise anzunehmen und ihn nicht ganz zu unterdrücken. Ihr eigner Vortheil käme bey ihr nicht in Betracht, sie wäre des Elends gewohnt, seitdem sie durch das Benehmen des Martinuz aus Ofen verjagt, ihren Sohn auf dem Arme und von wenigen Bedienten begleitet, ihren Wohnsitz der Uebergewalt der Türken hatte einräumen müssen. Nur der Trost sey ihr noch geblieben, daß Siebenbürgen in die Hände eines Fürsten fallen sollte, der es unter allen am meisten verdiente.

Castalda versprach der Königin alles, was sie verlangte: den unbedingten Beistand seines

Herrn und alles übrige, was zu ihrer Beruhigung beytragen könnte.

Endlich kam ein Vergleich zwischen Castalda und Martinuzzi zu Stande. Die wesentlichsten Punkte desselben waren folgende: Ferdinand sollte dem jungen Könige und seinen Nachfolgern fünf und zwanzig tausend Thaler jährlicher Einkünfte, auf Schlesien angewiesen, bewilligen, und der Königin eine Summe von hundert und funfzig tausend Thalern, und Kaschau zum Wittwensitze, zugestehen. — Diese beiden Artikel betrafen den Vortheil der Königin: nun bedung er sich auch andere zu seinem Vortheile: er verlangte die Würde eines Woiwoden von Siebenbürgen und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern. Man bewilligte diesen Punkt und gesellte ihm den Andreas Battori zu; aber mit dieser leztern Clausel war er nicht zufrieden. Immer hätte er die Geschäfte allein geführt, erklärte er: ein Gehülfe würde ihm mehr lästig, als rühmlich seyn. Nach einiger Widerrede willigte Castalda endlich da-

rein, daß er allein an der Spitze der Geschäfte stehen sollte. Nun trug Martinuz auch auf die Stelle des Schazmeisters an, die er schon lange mit viertausend Thaler jährlichen Gehalt verwalte hätte; und endlich verlangte er noch eine Leibwache von funfzehnhundert Pferden, die man ihm im Frieden und im Kriege unterhalten sollte. Die wichtigen Salzwerke von Torda forderte er oben drauf.

Wirklich erwartete er Weigerung auf diese lezte Forderung, um mit Anstand brechen zu können. Aber auch diese ward ihm zugestanden. Noch mehr: als er sich einmal gegen Castalda verlauten ließ, daß er wohl Kardinal seyn möchte, äusserte Castalda: daß sein Herr ihm leicht zum Kardinalshute verhelfen könnte; und er schrieb diesfalls wirklich an Ferdinand, der ihn ohne Aufschub dem Papst Julius III. sehr angelegentlich empfahl, und ihn als einen sehr thätigen Mann darstellte, der durch Entschlossenheit und eigene Kraft den Türken einige Jahre hindurch Widerstand geleistet und sich

sogar

sogar als Feldherr persönlich gegen den Feind der Christenheit gestellt hätte. Während diese Angelegenheit in Rom betrieben ward, starb der Erzbischof von Gran. Dies Erzbisthum brachte über funfzigtausend Thaler ein. Martinuzzi verlangte es von Castalda, und dieser schrieb ohne Aufschub an Ferdinand und bat ihn, die dahin gehörige Ausfertigung ihm zu schicken, weil er sonst befürchten müßte, daß dieser seltsame, veränderliche Mann zu andern Planen und Unternehmungen überflatterte. Ferdinand schickte ohne Zeitverlust die Provision, und bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte. Nun endlich unterzeichnete der unbeständige Mann den Traktat, obgleich immer noch nicht mit freyem Herzen. Denn er selbst wäre gern König gewesen und hätte auch zugleich gern den Sultan, Ferdinanden und die Königin auf seiner Seite gehabt. Zu dem Ende wollte er wiederum die Königin bereden, den Traktat nicht zu unterzeichnen, und er suchte ihr allerley Gründe zum Mißtrauen gegen Ferdinand zuzuführen. Er versprach ihr sogar, ein Mit-

cel aufzufinden, wodurch er sie von allen den Leuten befreyen wollte, die sie jetzt von allen Seiten in Gefangenschaft hielten und ihre Willensfreiheit ihr raubten. Die Königin erwiederte kein Wort darauf, und zeigte ihm dadurch, daß sie unmöglich ihrem feyerlich gegebenen Versprechen untreu werden könnte. Sie sagte ihm bloß, daß er den Gang dieser Geschäfte selbst leiten mögte: sie wären ihr so lästig, als ein Einfall von Seiten der Türken ihr kaum seyn würde.

Diese Aeusserung fiel dem Bischof aufs Herz. Er fürchtete, Castalda mögte hinter seinen neuen Plan kommen, besonders da er wußte, daß die Königin diesem einen Wink gegeben, daß er mit Leuten zu thun hätte, die ihn hintergingen; und daß er sich unter diesen besonders vor Martinuz hüten sollte, der nur Gelegenheit suchte, mit ihm zu brechen, und den er immer näher würde kennen lernen, je weiter die Unterhandlungen fortschritten. So sah sich also Martinuzzi gedrungen, den Vertrag zu vollziehen, nach wel-

welchem die Königin binnen sechs Tagen Siebenbürgen verlassen und sich nach Kaschau begeben sollte. Castalda wollte, daß die Niederlegung der königlichen Würde feyerlich und förmlich geschähe, und verlangte deshalb, daß man einen Landtag nach Koloswar ausschriebe, auf welchem alle Großen des Landes erscheinen sollten. Die Königin sollte auf demselben allen Ansprüchen auf das Land entsagen und sie auf Ferdinand übertragen.

Die Königin reiste also mit einem glänzenden Gefolge, das aus den Großen des Landes bestand, nach Sebeß ab. Martinuzzi und Castalda waren auch um sie. Als man nur noch acht Meilen bis Koloswar hatte, kam das Gespräch auf die Attribute der königlichen Würde, die in einer Krone, einem Kreuze und in andern Zierrathen bestanden. Martinuzzi verlangte, daß man ihm die Krone in Verwahrung geben sollte; aber die Königin war dagegen und erklärte, sie würde nie zugeben, daß ein Mönch König eines Landes würde, das man ihrem Sohne

nähme.

nähme. Die Krone sollte dem übergeben werden, dem man sie nach Recht und Billigkeit übertragen müßte. Sie ließ sich also die Krone bringen, hielt sie mit nassen Augen in der rechten Hand empor, während sie mit der linken ihren Sohn umfaßte und sagte zu Castalda: „Ein grausames unbeständiges Geschick verfolgt mich und meinen Sohn. Wir müssen das Königreich und diese Krone, die vormals das Haupt meines Gemahls zierte, in fremde Hände geben, und nichts bleibt uns zur Linderung unsers Schmerzes, als der Gedanke, daß beyde auf einen Fürsten fallen, der groß und gut und Christ ist, und uns diese Aufopferung und die Fassung, womit wir unsern Stand ins Schlimmere wechseln, nicht vergessen wird. Der Himmel gebe, daß er diese Krone ruhiger, zufriedner und länger trage, als wir; und so übergebe ich sie euch, Castalda, und bitte euch, eurem Herrn zu schreiben, daß wir sie ihm unbedingt und ohne Mistrauen ausgeliefert hätten, und nichts dafür verlangten, als sein Mitleid und seinen Schuz, auf welche wir als Christen,

sten, als Verwaiste, als Gattin und als Sohn eines Königs dreyfache Ansprüche haben."

Die Rührung der Mutter theilte sich dem Sohne mit. Er streckte weinend die rechte Hand nach der Krone aus, die Castalda im Begriff war, an sich zu nehmen. Der Schmerz der Mutter erstieg durch diese stumme aber sehr beredte Bewegung des Kindes seinen höchsten Grad. Sie wandte sich mit Feuer an ihn: „O, mein Sohn, sagte sie, wenn ich nicht wüßte, daß wir beide zu schwach sind, unser Reich zu behaupten! Aber Feinde von innen und aussen streben ja nach unsrer Erniedrigung und nach Vernichtung des unglücklichen Landes. Ich mußte das allgemeine Wohl unserm eigenen Vortheile vorziehen. Es war kein anderes Mittel, uns vor Meuterey von innen und vor barbarischen Anfällen von aussen zu schützen, als dem römischen Könige das Land zu übergeben. Wir haben seine Versicherung, daß er uns Wort halten wird. Er läßt Dir Besitzungen, von welchen Du, wo

nicht

nicht als König, doch als ansehnlicher Fürst leben kannst. Ach! und der Besitz der Krone ist so drückend und ungewiß. Das Schicksal nimmt und giebt sie nach Willkür und ein König ohne Krone ist verächtlich und lächerlich zugleich. Als Fürst wirst du ruhig und glücklich leben können und solch eine Lage habe ich dir durch diesen Schritt verschaffen wollen. Betrübe dich nicht, mein Kind, daß du dein Vaterland verlassen mußt, dessen Besitz dir bestimmt war: Du bist nicht der erste und der lezte, dem es so ging und gehen wird, und wenn du gut und groß werden willst, bedarfst du dazu keines großen Landes und keiner Königskrone. Laß uns Geduld haben, mein Kind, und uns der Fügung Gottes unterwerfen. Hier auf Erden giebt es kein ewiges Königreich."

Die ganze Versammlung war bewegt, denn die Königin hatte mit einer Rührung gesprochen, die von Herzen kam und mithin an alle Herzen drang. Selbst Martinuzzi, der Stif-

ter ihres Unglücks, wandte das Gesicht gerührt auf die Seite, als sie die Krone dem Stellvertreter Ferdinands aushändigte; aber seine Rührung war nicht so herzlich und uneigennützig, als die Rührung der übrigen. Er glaubte mit der Krone einen Theil seiner Macht weggegeben zu sehen.

Sobald Castalda die Krone in Empfang genommen hatte, hing das Volk an Ferdinand und öffnete ihm und seinem Generale alle Thore. Petrowitsch übergab ihm Lippa und Temeswar, zwey wichtige Plätze für die Erhaltung des Landes.

Nun schien alles gethan zu seyn; aber Martinuzzi war nicht ruhig. Es freuete ihn zwar, daß er die Königin aus ihrem Lande verjagt hatte; aber der Gedanke, daß er den Sultan durch die Uebergabe des Landes an Ferdinand wider sich aufgebracht hätte und daß er bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres dafür Rechenschaft von ihm fordern würde, machte ihn unruhig. Um sich von dieser Besorg-

sorgniß zu befreyen, sah er kein anderes Mittel, als den Sultan mit sich auszusöhnen und zu diesem Behuf ihm zu beweisen, daß er zu jenem Schritte gezwungen worden wäre. Zugleich trauete er auch seinem erfinderischen Kopfe zu, daß ihm ein Ausweg nicht entstehen würde, auf welchem er die Freundschaft Solimans und Ferdinands zugleich sich würde erhalten können. Erstern wollte er mit versprochenem Besitz, und letztern mit versprochener Sicherung, des Landes hinhalten.

Unterdessen kam ein Chiaus von Seiten Solimans an um den jährlichen Tribut einzufordern. Martinuzzi lud ihn zu sich auf sein Schloß Wiwar ein, und überhäufte ihn mit Höflichkeiten. Auch Castalda kam auf einen Wink von Martinuzzi dahin und man beschloß, den Tribut zu bezahlen. Castalda war um so williger dazu, da er sich der Liebe des unbeständigen Volks noch nicht gewiß, und sich wider einen Einfall von türkischer Seite nicht stark genug glaubte.

Noch während dieser Unterhandlung lief Nachricht ein, daß sich der Bassa von Ofen mit dreytausend Reitern in Bewegung gesetzt hätte, um die Königin und ihren Sohn aufzuheben und dadurch zu verhindern, daß sie dem römischen Könige die Krone nicht auslieferte. Dieß war schon eine Folge von dem Berichte, den Martinuzzi über diesen Gegenstand an Soliman hatte gelangen lassen. Aber die Königin entgieng derselben, weil sie durch einen Zufall einen Schleifweg nach Kaschau eingeschlagen hatte, wohin sie auch unangehalten kam.

Ueberhaupt war diese Reise für die Königin sehr schmerzhaft gewesen. Als sie über die Berge ging, die Siebenbürgen von Ungarn scheiden, war sie des üblen Weges halber gezwungen, auszusteigen und zu Fuße zu gehen. Dies war eine große Beschwerlichkeit für sie, aber ihre Fassung überwand dieselbe. Sie beklagte sich blos über ihr Misgeschick und ließ ein Zeugniß ihres Schmerzes an einem Baume

zurück, unter welchen sie sich, um auszuruhen und sich vor dem Regen zu schützen niedergesetzt hatte und in dessen Rinde sie mit einem Messer folgende Worte schnitt:

Isabella Regina,

und darunter:

Sic fata volunt.

Als der Bassa von Ofen seinen Plan auf die Königin gescheitert sah, wollte er wenigstens den zweyten Theil desselben ausführen und dieser war, die Völcker Ferdinands aus Siebenbürgen zu verjagen. Castalda bekam Nachricht davon und drang in Martinuzzi, Soldaten aufzubringen. Martinuzzi bereitete sich dem Anscheine nach zur Gegenwehr; aber unter der Hand ließ er dem Bassa sagen, daß er bey dem Ganzen die Hände nicht im Spiele gehabt hätte. Die Königin allein hätte es betrieben und eingeleitet. Er seinerseits würde alles anwenden, um die Völker Ferdinands aus Siebenbürgen zu entfernen und die Auszahlung des Tributs nach wie vor zu bewirken. Aber der

Bassa gab nicht viel auf diese glatten Worte und rükte immer weiter vor.

Unterdessen brachte Castalda Soldaten auf und drang in Martinuzzi eben das zu thun. Er that es auch, aber so langsam, daß es schien als ob er sich mit den Türken verstünde und den Castalda eher vertreiben, als ihm beystehen wollte. Castalda bekam auch bald nähere Nachricht von seinem Plane: er gewann einen Bedienten des Martinuzzi, der ihm entdeckte, daß Unruhe, von Angst, Ehrsucht und Geiz erweckt, aus seinem Herrn handelte. Gewalt durfte Castalda nicht brauchen, weil der Einfluß des Bischofs immer noch sehr groß im Lande war. Er mußte sich also verstellen und ihm schmeicheln, sonst hätte er ihn aufgebracht und ihm einen gültigen Vorwand zugeführt, sich auf die Seite der Türken zu werfen. Er versicherte ihm also noch einmal die Stelle eines Großschatzmeisters mit einem Gehalt von viertausend Goldgulden, die Stelle eines Woiwoden von Siebenbürgen mit funfzigtausend Gold-

gulden; und bewilligte ihm achthundert Reiter und fünfhundert Fußknechte zu seiner Leibwache, und zweyhundert Reiter zur Besetzung einiger Schlösser. Diese glänzenden Vortheile vermogten den Martinuzzi, sich auf einen Landtag einzufinden, der nach Tibin ausgeschrieben war, um die Kontributionen zur Unterhaltung des Krieges zu bestimmen und zu vertheilen.

Unterdessen machten die Türken rasche Fortschritte in Siebenbürgen und ihre Armee überschwemmte und verheerte, zwanzigtausend Köpfe stark, das Land um sich her. Einige haltbare Plätze vertheidigten sich mit Entschlossenheit und verschafften dadurch dem General Castalda und dem Bischof Zeit, ihre Truppen zusammenzuziehen, die bis auf neunzigtausend Köpfe angewachsen und durch funfzig Kanonen unterstützt waren. Martinuzzi hatte allein sechzigtausend Mann zusammengebracht.

Die Gewalt des Bischofs und des Generals war gleich: sie führten wechselsweise die

Befehlshaberschaft, und zwar so, daß der eine abwechselnd den Vortrag befehligte, wenn der andere den Nachtrab anführte. Der unbeständige Charakter des Bischofs zeigte sich besonders im Kriegsrathe, worin er fast jeden Augenblick anderer Meynung war. Doch sah Castalda aus seinem ganzen Benehmen, daß er nicht Gewalt gegen die Türken brauchen, sondern ihnen sogar Zeit lassen wollte, sich zu verstärken und festzusetzen.

Als der Bassa von Ofen Nachricht von der Annäherung der großen Armee des Martinuzzi und Castalda erhielt, zog er sich zurück und setzte sich bey Temeswar, einem wichtigen Platze. Martinuzzi freuete sich über diesen Rückzug und schlug vor, die Belagerung von Lippa auch aufzuheben.

Um diese Zeit bekam er Nachricht von seiner Erhebung zur Kardinalswürde. Der Kourier, der ihm den Hut überbrachte, händigte ihm zugleich ein päpstliches Breve aus, in welchem

chem alle die Verdienste, die er sich um die Christenheit gestiftet, der Länge nach aufgestellt waren. Martinuzzi freuete sich zwar über diesen neuen Schritt zu Glanz und Ehre und es schmeichelte seinem Stolze, sich überall, besonders zu Rom, dem Mittelpunkte aller Weltgeschäfte, so geschätzt zu wissen; aber auf der andern Seite fürchtete er, daß die ausserordentliche Huld, womit ihn Ferdinand überschüttete, ihm bey dem Sultan, dessen Vertrauen er sich erhalten wollte, nachtheilig seyn würde: sonach stellte er sich gegen diesen, als ob ihm an der Kardinalswürde gar nichts läge, und gegen jenen, als ob er sich unendlich dadurch geehrt glaubte. Castalda hatte den Kourier unter Abfeurung aller seiner Kanonen empfangen um seine Ankunft desto feyerlicher und schmeichelhafter für den Bischof zu machen. Aber diese Aufmerksamkeit so wenig, als Kunstgriffe, vermogten etwas über den stolzen Priester, der die ganze Welt, und den General Castalda nicht weniger, verachtete. Letzterer fühlte dies

bey jeder Gelegenheit und zu seinem Mißtrauen schlug sich am Ende der bitterste Haß.

In diesem gespannten Verhältnisse standen sie gegen einander, als ein Botschafter von Seiten Ferdinands ankam, mit dem Befehl für Castalda, Siebenbürgen nicht zu verlassen, weil man fürchten müßte, daß ihn Martinuzzi nicht wieder herein ließe. Er sollte diesen gefährlichen Menschen je früher je lieber aus dem Wege räumen lassen. Ferdinand hatte von Polen aus Nachricht bekommen, daß Martinuzzi mit dem Sultan unterhandelte und ihn zum unumschränkten Herrn von Siebenbürgen machen wollte. Seit dem Empfange dieser Nachricht verbarg Castalda seine innere Herzensmeynung angelegentlicher, als je: er benahm sich gegen Martinuzzi offen und unversteckt und ließ ihn merken, daß Ferdinand das allerhöchste Vertrauen auf ihn setzte. Sie zogen miteinander nach Lippa, das die Türken inne hatten und belagerten es. Diese Belagerung zog sich in die Länge. Die Belagerten ver-

vertheidigten sich eben so wütend, als die Belagerer angriffen. Es fiel keine Aktion von Wichtigkeit vor, bey welcher nicht Martinuzzi dem Castalda mit gleicher Gewalt zur Seite gewesen wäre. Er zeigte bey hundert kühnen und gefährlichen Unternehmungen seinen Mut, und besuchte oft die Batterien, in einen grünen ungarischeu Pelz gekleidet, um von den Feinden nicht erkannt und zum Ziel ihrer Flinten genommen zu werden.

Die Türken wurden endlich zur Uebergabe gezwungen. Martinuzzi wandte alles an, die Besatzung, die sich an der Spitze eines gewissen Oliman in die Burg geworfen hatte, zu retten, und wollte den General Castalda bereden, sie freundschaftlich zu behandeln. Als Castalda dies verweigerte, vergaß sich Martinuzzi so sehr, daß er erklärte: er wollte sich die Türken nicht zu Feinden machen; dem Oliman sollte freyer Abzug, seine Waffen, seine Pferde und seine Habseligkeiten bewilligt werden; und er wäre entschlossen,

mit

mit Gewalt durchzudringen, wenn man ihm in diesem Punkt entgegen wäre. Castalda hielt an sich und erklärte, daß ein Kriegsrath über diesen Gegenstand entscheiden müßte. Man berief einen solchen. Martinuzzi sprach zuerst. Er stellte vor, daß die Türken sehr mächtig wären, daß sie durch den Verlust Olimans und seiner Leute nichts leiden, aber desto erbitterter und rachgieriger dadurch werden würden, während Ferdinand dadurch auch nichts gewönne. Er hätte Nachricht, daß der Bassa von Ofen bereit wäre, den Untergang Olimans und seiner Leute an der Spitze von vierzigtausend Mann zu rächen. Ueberdieß gäbe es keinen größern Ruhm, als seinem Feinde das Leben geschenkt, wie es keine größere Schande gäbe, als einen Wehrlosen durch Uebermacht unterdrückt zu haben.

Nun nahm Castalda das Wort gegen ihn und erklärte: er handelte sehr widersprechend, daß er sich erst seinem Herrn als einen unversöhnlichen Feind der Türken angekündigt und von ihm

Hülfe

Hülfe wider sie verlangt hätte, und jetzt ihrer schonen wollte, da sie in seinen Händen wären. Dies wäre nicht die erste Gelegenheit, wo sich sein unbeständiger, verwirrender Charakter zeigte. Es wäre ihm ein ewiger Vorwurf, wenn er Leuten freyen Abzug gäbe, die sich auf Gnade oder Ungnade ergeben müßten, und die bey dem barbarischen Charakter ihrer Nation, bey einer ähnlichen Gelegenheit nicht erst überlegen würden, ob sie der Christen schonen oder nicht schonen sollten.

Castalda sprach so einleuchtend und nachdrücklich, daß der ganze Kriegsrath auf seine Seite trat, und daß man einstimmig beschloß, dem Oliman keine Gnade zu geben. Der Kardinal erklärte sich mit der äussersten Heftigkeit gegen diesen Schluß und entfernte sich aus dem Kriegsrathe, mit der Versicherung, daß er troz demselben dem Oliman freyen Abzug verschaffen würde. Das Wohl von Siebenbürgen erforderte es.

Wirklich bot er, ohne daß Castalda darum wußte, dem Oliman Kapitulation an, der sie, bey der dringenden Verlegenheit, worin er war, willig und ohne Aufschub annahm. Martinuzzi versprach ihm freyes Geleit für sich und die Besatzung, die aus tausend Türken bestand, und bewilligte ihm seine Waffen und Bagage. So zogen die Türken während der Nacht unangehalten ab. Den andern Morgen hatte Oliman eine geheime Unterredung mit Martinuzzi, der ihn nach derselben durch ein Eskorte von tausend Pferden in Sicherheit bringen ließ.

Dieser Schritt brachte den General Castalda immer näher zur Ausführung des Befehls, den ihm Ferdinand in Absicht der Ermordung des Cardinals gegeben hatte. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo derselbe ohne Geräusch und Aufstand vollstrekt werden könnte. Bis dahin benahm er sich mit der tiefsten Verstellung gegen ihn und söhnte sich dem Anscheine nach völlig wieder mit ihm aus. Sie zogen

in

in Lippa ein und liessen die beschädigten Werke wieder herstellen. Unterdessen wiederholte Ferdinand jenen Befehl um so dringender, da der Kardinal durch den Vorfall mit Oliman seine Gesinnung so unversteckt kund gegeben hatte.

Endlich fand sich die gewünschte Gelegenheit. Der Kardinal that eine Reise nach Bins, einem Lustschlosse, das er in einer sehr angenehmen Gegend hatte bauen lassen. Er wollte dort eine Zeitlang bleiben um sich von seinen bisherigen schweren Geschäften zu erholen. Dort glaubte Castalda seinen Plan am sichersten ausführen zu können. Er folgte dem Kardinal unter Begleitung eines Theils seiner spanischen Truppen, die er ohne Geräusch nachkommen ließ, damit der Kardinal sich nicht anders besönne. Aber dieser hatte nicht den entferntesten Verdacht; und seine Leibwache von zweitausend Mann ließ vollends keinen aufkommen. Er empfing den General sehr freundschaftlich und gab ihm auf seinem Schlosse,

und

und seinen Spaniern, in dem Dorfe Bins, Quartier. Leztere hatten von Castalda den Befehl, sich auf den Fall, daß er sie brauchte, bereit zu halten.

Nun sprach er mit einem gewissen Marquis Palavicini über seine Unternehmung. Ferdinand hatte ihm ausdrücklich diesen Mann zur Ausführung derselben empfohlen. Castalda erklärte ihm also, er müßte die Ermordung des Kardinals persönlich leiten. Die Unternehmung wäre nicht leicht und der Erfolg derselben freilich ungewiß; aber Ferdinand hätte sein unbedingtes Vertrauen diesfalls auf ihn gesezt und er dürfte dasselbe nicht Lügen strafen. Binnen zwölf Stunden müßte alles gethan seyn.

Palavicini ergrif diese Gelegenheit, sich den römischen König zu verbinden, mit beiden Händen, und bat den General, daß er ihm auf der Stelle nähere Anweisung verschaffen mögte. Sonach machte dieser, um alles zu dem entschei-

scheidenden Streiche vorzubereiten, dem Kardinal einen Besuch, unter dem Vorwande, seine Befehle in Absicht der Einquartirung einiger Soldaten zu vernehmen. Er fand ihn gerade im Begriff, die Messe zu hören. Nach der Messe sprach Castalda über den angezeigten Gegenstand mit ihm, und musterte das Zimmer des Kardinals und alle übrigen Gelegenheiten, die ihm bey seinen Vorhaben zu statten kommen könnten. Er entfernte sich endlich wieder.

Nun ließ er einen gewissen Hauptmann, Andreas Lopez, zu sich kommen und entdeckte ihm, daß er Willens sey, die künftige Nacht dem Kardinal umbringen zu lassen. Ferdinand wollte es, und ihn hätte er als einen entschlossenen Mann zu dieser Unternehmung vorgeschlagen. Der Hauptmann Monina, der Chevalier Campeggio und der Marquis Palavicini sollten ihm dabey gewärtig seyn. Sie sollten des Streichs nicht verfehlen, denn der Verlust von Siebenbürgen und ihr eigenes Le-

ben stånde darauf. Diese That würde zwar einigen Aufstand im Lande machen, aber er würde den Folgen desselben zuvor zu kommen wissen.

Zugleich gab er dem Hauptmann Lopez Befehl, vier und zwanzig der entschlossensten Spanier auszusuchen und sie sechs und sechs in jeden der vier Thürme des Schlosses schlüpfen zu lassen, um dort ihre fernere Bestimmung zu erwarten. Der Hauptmann Avila bekam den Auftrag, seine Leute den andern Morgen um sechs Uhr in Reih und Gliedern vor den Schlosse bereit zu halten und solchergestalt weitere Befehle zu erwarten.

Die Nacht brach an. Sie war regnerisch und stürmisch und verkündigte einen eben so unfreundlichen Tag. Dennoch hatte der Kardinal für den andern Morgen Befehle zu seiner

Abreise von Bins gegeben. Seine Heiducken öffneten vor Anbruche des Tages die Thore des Schlosses, um die Bagage heraus zu lassen. Diese Gelegenheit nuzte Lopez um seine vier und zwanzig Spanier sich in das Schloß stehlen zu lassen. Als dies glücklich vollbracht war, suchte er den General Castalda auf, der ihn mit Palavicini erwartete. Letzterer hatte die Unternehmung eingeleitet. Ihm zur Seite waren vier italienische Edelleute, Monino, Campeggio, Scaramuccia und Piacentino: alle kühne und mutige Männer. Lopez hatte auch noch vier Spanier bey der Hand, die er zu dieser Unternehmung ausgehoben hatte.

Als der Tag grauete, verfügte sich Palavicini mit allen seinen Leuten nach dem Zimmer des Kardinals, dem nicht der geringste Verdacht gekommen war. Sein Sekretär argwöhnte zwar, daß die Erscheinung dieser Herrn

zu solch einer Zeit irgend eine gefährliche Absicht haben könnte; aber einige darunter hielten ihn sehr geschickt hin, während der Sekretär des Castalda, Anton Ferraro, der die Mörder anführen sollte, erschien und vorgab, er hätte einige Briefschaften, die der Kardinal noch unterschreiben müßte, ehe der Marquis Palavicini abreiste, der im Begriff wäre, nach Wien abzugehen, vorher aber Abschied von Sr. Eminenz nehmen und seine etwannigen Befehle erwarten wollte. Der Kardinal war dem Ferraro gewogen, und da er oft Geschäfte mit ihm hatte: so hatte er Befehl gegeben, ihn zu jeder Stunde bey Tage oder bey Nacht in sein Zimmer zu lassen, weil dringende Vorfälle dies nöthig machen könnten. Castalda hatte schon vorher, um sein Spiel zu decken, eben diesen Ferraro seit sieben oder acht Stunden wiederholt zum Kardinal geschickt und immer gerade zu einer Zeit, die

diesem

diesem ni[illegible] die bequemste war, damit seine Leute es ge[illegible] würden, ihn zu ungewöhnlichen Stunden kommen und gehn zu sehen, und ihn auch dann zum Kardinal hinein liessen, wenn der entscheidende Streich auf ihn geführt werden sollte. Sobald also der Sekretär erklärte, er habe mit dem Kardinal zu sprechen, ließ ihn der Kämmerier ohne Anstand hinein. Palavicini folgte ihm auf den Fuß und stellte, als er hinein war, das Knie zwischen die Thüre, so, daß das Zimmer nicht zugemacht werden konnte. Der Kardinal saß im Hemde da, hatte bloß einen langen Leibrock, der vorne offen war, übergeworfen, und sich auf einen Tisch gelehnt, auf welchem sein Breviarium, eine Uhr und einige Papiere lagen. Ferraro näherte sich ihm und sagte, der Marquis Palavicini wäre in Begriff nach Wien zu reisen und erwartete seine Befehle; er mögte seine Depeschen, die er ihm hiermit vorlegte, unter-

 ter-

terzeichnen. Der Kardinal nahm die Briefe, las sie, und war eben im Begriff, seinen Namen zu unterzeichnen, als ihm Ferraro plötzlich seinen Dolch in die Brust sties, und, da dieser erste Stich nicht tödtlich war und der Kardinal um Hülfe schreien wollte, ihn herauszog und ihm einen zweyten und stärkern in den Leib gab, der ihn rücküber stürzte. Pallavicini brach nun auch ins Zimmer und gab dem Kardinal einen Streich, der ihm den Kopf spaltete, während die übrigen Mörder ihre Pistolen auf ihn abfeuerten.

Dies war das Ende eines der unbeständigsten, stolzesten und habsüchtigsten Menschen. Einige Geschichtsschreiber finden es merkwürdig, daß er es auf eine so fürchterliche Art auf diesem Schlosse fand, das er auf den Ruinen einer Abtey hatte erbauen lassen. Der Abt soll es ihm vorher gesagt und ihn gewarnt

haben.

LB Coburg

haben. Aber diese Geschichtsschreiber sind theils Mönche, theils Verehrer der Mönche.

Unterdessen erwartete Castalda mit Ungeduld die Nachricht von dem Tode des Kardinals. Sobald er dessen gewiß war, eilte er hinunter, ließ seine Soldaten herein, vertrieb die Heiducken des Kardinals, und gab die nöthigen Befehle, im Fall die Leute des Kardinals sich wehren sollten. Wirklich wollte die Leibwache Widerstand thun, als sie aber den General gegen alles gefaßt fand, zog sie sich in Unordnung zurück und ließ den Leichnam ihres Herrn in den Händen seiner Mörder. Er blieb einige Tage unbegraben und nackt liegen. Der Frost durchdrang ihn und machte ihn starr wie einen Marmorblock. Kopf und Arme waren abgehauen, das Blut war auf den Wunden angefroren und das Ganze gab einen schrecklichen und rührenden Anblick zugleich.

Endlich entschlossen sich einige seiner Freunde, ihn aufzuheben und zu begraben, und man hinderte sie nicht dabey, weil die Zeit vorüber war, wo man sich vor ihm fürchtete. Sie schafften ihn nach Weissenburg und setzten ihn mitten in der Hauptkirche neben dem Grabmale des Königs, Johann Corvinus bey, das Castalda auf Ferdinands Befehl neu hatte errichten lassen.

Die Besatzung, die Castalda auf dem Schlosse Bins zurückließ, plünderte es, nahm den Sekretär des Kardinals fest und zwang ihn zu entdecken, wo sein Herr sein Silberwerk und seine Schätze verborgen hätte. Sie fanden in dem Zimmer, wo er umgebracht worden war, zwölftausend Dukaten in einem Kästchen, deren sich Lopez bemächtigte, und die er zum Theil unter die Soldaten ausspendete. Als Castalda diese Unordnungen erfuhr, schickte

er einige Offiziere ab, die das Geld und das Hausgeräthe, tausend Dukaten an Werth, wieder herbey schaffen mußten.

Unterdessen berichtete Castalda über das Ganze an Ferdinand, gab ihm Nachricht, was er für Anstalten gegen die Anhänger des Kardinals getroffen, und daß sich einige Plätze ohne großen Widerstand ergeben hätten; und bat ihn, Kommissarien zu schicken, die ein Inventarium über die Besitzthümer des Kardinals verfertigen und Plünderung verhüten sollten. Die Kommissarien kamen und fanden tausend sieben hundert und vier und vierzig Mark gediegnes Gold, vier tausend sieben hundert und drey und neunzig Mark Silber, tausend goldne Medaillen, jede vier Dukaten schwer, zwanzig große und reiche Goldstufen, sechs große Gefässe von Silber und vergoldet, einige Ketten, sechs Mark Gold schwer, zwey und dreysig vergoldete Be-

cher von getriebener Arbeit, sechzig goldene Ringe mit allen Arten von Edelsteinen besetzt, ein großes Kreuz von Diamanten und Rubinen, sechs und dreysig silberne Doppelbecher, zwölf Pokäle, eben so viel Krüge, eine große Menge silberner Tassen, Schüsseln und Teller von allen Arten und Formen, einige Gebinde kostbarer Zobelpelze, jedes Gebinde von achtzig bis hundert Häuten, einen großen Vorrath von andern kostbaren Pelzwerk, einige Saphyre von hohem Werth, und zu dem allen solch eine Menge Hausgeräthe, Tapeten und Gold- und Silberstoffe, daß es unmöglich war, sie einzeln zu inventiren. Im Stalle fand man dreyhundert Pferde von einer einzigen Race, eine große Menge türkischer und anderer Pferde und Maulesel, die Ferdinand sämmtlich seinem Sohne Maximilian schenkte.

Die Königin Isabelle schrieb an Ferdinand und bat, daß er ihr zurückgeben mögte, was von ihrem Gemal darunter herstammte und dessen sich der Kardinal zu bemächtigen gewußt hätte. Castalda erhielt Auftrag, nachzusehen, und ihr alles wieder zuzustellen. Die Kommissarien hatten Befehl, dem General Castalda und den Anführern der Ermordung, wie ihren Helfern, Geschenke zu machen. Alle bekamen ausser diesen noch einen lebenslänglichen Jahrgehalt.

Als die Nachricht von der Ermordung des Kardinals nach Rom kam, ward der Papst so aufgebracht darüber, daß er eine Exkommunikationsbulle gegen Ferdinand und gegen die Mörder des Kardinals ergehen ließ. Der Gesandte Ferdinands erklärte dem Papst die Gründe dieses gewaltthätigen Schrittes. Der Papst erwiederte mit Heftigkeit: Warum

empfahl mir erst euer Herr den Mann, als redlich, thätig und der Christenheit nützlich? Warum verschafte er ihm den Kardinalshut? — Er könnte nicht glauben, setzte er hinzu, daß sich alles so verhielte, wie man sagte: der Kardinal könnte nicht so plötzlich seine Gesinnung geändert haben; es schiene vielmehr, daß man ihn aus Privathaß und aus Gier nach seinen Schätzen umgebracht hätte. Aber diese müßten an den heiligen Stuhl fallen, weil der Kardinal ohne Testament gestorben wäre. Er könnte nicht dazu schweigen, daß man das Blut eines Kardinals vergossen hätte, ohne auf seinen Orden und auf seine Würde zu achten. — So machte der Papst den Schritt Ferdinands immer fürchterlicher aus und erklärte, die Exkommunikation könnte nicht aufgehoben werden. Indessen, da die Gesandten immer von neuem verhandelten, ernannte er drey Kardinäle, welche die Ermordung des Martinuzzi und deren Gründe untersuchen

suchen und Kommissarien abschicken sollten, die sich an Ort und Stelle über das Ganze unterrichten und sich der Verlassenschaft des Kardinals im Namen der apostolischen Kammer bemächtigen könnten. Die Gesandten stellten vor, daß es unnütz sey, Kommissarien abzuschicken, weil Ferdinand schon über die Hinterlassenschaft verfügt und sie zur Besoldung der Truppen und zu andern Erfordernissen des Türkenkriegs angelegt hätte; und überdieß wäre sie auch nicht so stark befunden worden, als man vermuthet hätte. Auch versicherten sie, die Kommissarien würden finden, daß der Kardinal mit den Türken unterhandelt hätte, um die Christen aus Siebenbürgen zu vertreiben, sich gegen einen jährlichen Tribut an Jene, zum unumschränkten Herrn des Landes zu machen, auch alles niederhauen zu lassen, was sich für Ferdinand erklärte.

Dessen

Dessen ungeachtet ließ der Papst nicht nach, weil ihm die Freunde des Kardinals berichtet hatten, er sey blos durch eine Verschwörung, welche der Neid wider ihn aufgeregt, gefallen. Castalda und die übrigen Anführer von Ferdinands Völkern wären neidisch auf den großen Einfluß des Kardinals gewesen, hätten vielleicht auch befürchtet, daß er dem Sohne des Königs Johann den Besitz von Siebenbürgen wieder verschaffen mögte: also hätten sie ihn des Verraths bey Ferdinand angeklagt und dieser hätte ihnen leicht geglaubt, weil ihm an dem Besitze des Landes gelegen gewesen wäre.

Ferdinand sandte gleich nach der Ankunft der päpstlichen Kommissarien in Wien den Befehl an Castalda, ihm alle Zeugnisse gegen den Kardinal zuzufertigen. Man hörte einen von des Kardinals Sekretären, seinen Kanzler und Andere ab, die einige gravierende Dinge gegen

ihren

ihren Herrn aussagten; aber ihre Aussagen waren durch keine Zeugen unterstützt und widersprachen sich in einigen Punkten. So ward es dem General Castalda schwer, Data aufzubringen, die man dem Ermordeten hätte zur Last legen können; indeß schickte er doch, was er an Zeugnissen wider ihn hatte samlen können, nach Wien, von wo aus das Ganze durch die Kommissarien nach Rom übermacht wurde. Die drey Kardinäle untersuchten die Aussagen, und da die Botschafter Ferdinands denselben durch Gold das Gewicht gaben, was ihnen an Evidenz abgieng: so fiel die Sentenz: wenn die Aussagen gegründet wären, so müßten Ferdinand und alle seine Mitschuldigen von aller Strafe frey gesprochen werden. Da aber diese Sentenz nicht positiv, und der Prozeß dadurch nicht geendigt war: so drangen die Botschafter Ferdinands so lange in den Papst, bis er unbedingt, wenigstens in Absicht Ferdinands,

darüber absprach. Ferdinand ging nun wieder in die Kirche und hörte die Messe, was er bis dahin nicht gewagt hatte.

II.

Geschichte der Camisarden.

Bey Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuen erzählt.

Die Leser werden bald sehen, warum man die Geschichte derselben gerade jetzt von neuen zu erzählen sich entschlossen hat. Was neuerlich in Frankreich vorgegangen ist, und noch vorgeht, hat den Verf. darauf gebracht, und er hofft, daß es vielen Lesern angenehm seyn wird, zu bemerken, daß sich jetzt der Nationalcharakter in Paris gerade so zeigt, als er sich damals in den Sevennen zeigte. Uebrigens hat er bey seiner Erzählung die Histoire des Camisards, Londres 1754. und die Histoire du Fanatisme, Paris 1733 zum Grunde gelegt, weil erstre für und letztre wider die Camisarden Partey nimmt.

Geschichte der Camisarden.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte der Camisarden ist die Geschichte der empörten Menschheit, die ihre Rechte vernichtet sieht, und für die Reklamation derselben tyrannisch bestraft wird.

Der Wurm, der sich unter die Füße getreten fühlt, strengt im Nu seine ganze Kraft an, sich zu retten; wer sich von drey andern angegriffen sieht, wird im Ausbruche wilder Verzweiflung oft so stark, als diese drey. Verzweiflung wagt alles, weil sie nichts zu verlieren hat, und in ihren Explosionen schont sie selbst des allmächtigen Schöpfers nicht, weil

er nur mit Vernichtung darauf antworten kann.

Aus diesem Umstande erkläre man es sich, wie eine Handvoll Bauern, ohne Erfahrung, ohne Disciplin, ohne andere Anführer, als solche, welche die verzweifelsten unter ihnen waren, drey Jahre hindurch einer überlegenen Anzahl disciplinirter, kriegserfahrner, von Feldherrn angeführter Truppen, die unter den Waffen aufgewachsen waren, Stand halten, sie fast immer und überall zurück werfen und schlagen, tausende von ihnen entweder niederhauen oder gefangen nehmen, oder in Unordnung bringen, und zwey Marschälle von Frankreich, an der Spitze von zwanzigtausend Köpfen, zwingen konnten, mit ihnen um Ruhe und Frieden zu handeln, und endlich diese Ruhe und diesen Frieden von ihnen zu erkaufen, die weder Schrecken noch Gewalt der Waffen, noch Machtgebot des Monarchen für das Land zu erringen im Stande waren. — Dies Beyspiel ist fast einzig in der Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Die Bewohner der Sevennen *) waren von jeher eifrige Anhänger des reformirten Bekenntnisses gewesen. Auch sie trafen unter Ludwig XIV. die Verfolgungen, die der Fanatismus über die Unkatholischen verhängte. Auch sie wurden seit dem Widerrufe des Edikts von Nantes durch Dragoner entweder bekehrt oder niedergehauen, und durch schwärmerische Abbe's entweder zum Galgen oder zum Himmel befördert. Rechtgläubig oder todt! riefen ihnen Priester an der Spitze von Fanatikern in Uniform zu: der König will es! Aber sie antworteten: Unser Leben und unsre Haabe opfern wir dem König auf, wenn er es verlangt, aber unser Gewissen gehört Gott, wir können nicht darüber verfügen.

*) So heißt ein gebürgigter Landesstrich in Languedoc, der gegen Morgen durch die Rhone von Dauphine getrennt und gegen Mittag von Niederlanguedoc, gegen Abend von Rovergue und gegen Mitternacht von Auvergne begränzt wird.

Diese Antwort hätte Männern genügt, welche die Rechte der Menschheit zu vertheidigen gehabt hätten, aber nicht also Menschen, welche die Rechte der Gottheit geltend zu machen glaubten. Sie fiengen bald an, ihre Drohungen zur Wirklichkeit zu bringen, anfangs durch Schrecken, dann durch wirklich grausame Thätlichkeiten. Haufen von Soldaten drangen mitten in der Nacht mit blossen Säbeln in die Häuser, hielten sie über die Unglücklichen geschwungen und riefen: Todt, todt, oder katholisch! Jetzt floß noch kein Blut, aber Thränen genug. Der Vater zitterte für die Mutter, die Mutter für die Kinder, die Kinder für die Eltern, und im Ausbruche des Schreckens bekannte mancher Mund, was das Herz nicht bekannte.

Aber diese Methode dünkte die Bekehrer viel zu langweilig. Man errichtete Folterbänke und Galgen, hing die Unglüklichen bey den Füßen über ihre Kamine auf, und bekehrte sie über einem Schmauchfeuer; ließ sie an langen Seilen in tiefe Brunnen hinab bis an das

Kinn

Kinn ins Wasser und schrie ihnen zu: Schwört ab, oder ersauft! Andere ließ man in dreymal vier und zwanzig Stunden nicht schlafen; andern riß man die Nägel ab, andere stichelte man vom Kopf bis zu den Füßen so lange mit Nadeln, bis sie abschworen.

Man glaube nicht, daß wir einen Kirchenvater kopiren, der die Christenverfolgungen unter Nero und Diokletian mahlt. Wir sprechen auf das Wort von Gewährsmännern *) nach, die zum Theil Augenzeugen dieser empörenden Auftritte waren. Der Fanatismus ist von jeher unerbittlich und methodisch grausam gewesen. Er ist zunächst das Kind der beleidigten Eigenliebe, die sich von Gott selbst auf den Händen getragen glaubt, und sich doch von Geschöpfen verachtet sieht, die sie selbst verachtet. Dies ist der Stachel, der ein Lamm in einen Wolf verwandeln kann.

*) S. Etat des Reformés en Franc, a la Haye 1685. Histor. de la France sous le Regne de Louis XIV. par (Larrey). T. VII. u. VIII.

Die Listen der Bekehrten wurden nach Hofe geschickt, aber man verschwieg sorgfältig, daß Gewalt das meiste dabey gethan hätte. Ludwig XIV. war wohl schwach, aber nicht grausam; und so eifrig katholisch er auch im Bette seiner letzten Maitresse geworden war, würde er doch schon dieses Umstandes wegen, nie geduldet haben, daß man seine Unterthanen auf der Folterbank zu eifrigen Katholiken machte. Man spiegelte ihm also das Ganze als Wirkung der Gnade Gottes vor, die seinen Eifer belohnen wollte; und Madame Maintenon nährte bey ihm große Achtung für diese Gnade Gottes; weil sie gern in seiner Gnade bleiben wollte.

Unterdessen gingen die Verfolgungen fort. Man riß die Kirchen der Reformirten nieder, verjagte ihre Priester, führte sie gewaltthätig zu katholischen Beichtvätern, die ihnen die Hostie einzwangen, wie man Kindern bittre Medicin einzwingt, und man sezte Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten vor ihre Häuser, die jeden ihrer Schritte bewachten. Man traute seinem Werke

nicht und es war natürlich, daß man in jedem Neubekehrten einen Heuchler sah.

Immer noch trieben die Unterdrückten noch nicht Gewalt mit Gewalt ab: sie stahlen sich unter den Augen ihrer Verfolger in Höhlen, Wälder, und Klüfte, und dienten dort nach ihrer Weise dem ewigen Wesen mit einem Feuer, das der Druck in allerhöchste Schwärmerey und unbedingte Ergebung verwandelt hatte. Sie ersetzten den Ungehorsam gegen ihren König mit dem feurigsten Gehorsam gegen Gott; und wenn sie in ihren Höhlen überfallen, oder bey der Zurückkunft aus denselben überrascht und grausam gemishandelt wurden, fügten sie sich mit einer Gelassenheit darein, die um Gotteswillen alle Martern duldete, wenn ihre Verfolger um Gotteswillen alle Martern über sie verhängten.

Einer der unerbittlichsten und grausamsten untern letztern war der Abbe von Chaila. Einmal hatte er gehört, daß die Reformirten eine Versammlung in der Nachbarschaft des Dorfes Pont de Montvert hielten. Er verlang-

te und erhielt eine Anzahl Soldaten, die sich in Hinterhalt legten und als die Versammlung geendigt war, gegen sechzig Hugenotten aufgriffen. Vor der Hand ließ der Abbe, einige davon henken und die übrigen auf das Schloß führen, das er bewohnte.

Traurige Zufälle dieser Art waren in den Sevennen nicht selten gewesen. Sie hatten den dabey verwickelten Familien Leiden und Kummer gemacht, doch ohne sie zu Thätlichkeiten aufzuregen. Auch jetzt, da einige der Gefangenen, die Mittel gefunden hatten zu entfliehen, ihren Glaubensgenossen Nachricht von der Unmenschlichkeit des Chaila gaben, antwortete der große Haufen nur mit Seufzern und Thränen darauf. Aber mitten unter ihnen stand ein junger Mann sprachlos, ohne Gefühl und Bewegung wie es schien, aber im Herzen wilde Verzweiflung, eine Zeitlang da, und rief endlich im Ausbruche des bittersten Schmerzes: Nein, ich will sie nicht verlassen! Ich muß sie wieder haben, oder sterben!

Diese

Diese Worte gaben einem reformirten Mädchen, das mit den übrigen aufgehoben und im Schloße Pont de Montvert eingesperrt war. Sie war die verlobte Braut des jungen Mannes und hatte in drey Tagen seine Gattin werden sollen.

Brüder, fuhr er fort, der Abbe ist ein Priester und nicht unser König. Wir können ihn ohne Bedenken zwingen, unsre Leute herauszugeben. Glaubt mir das, und kommt mit.

Perier, so hieß der junge Landmann, sah, daß seine Glaubensgenossen unentschlossen waren. Gut, sagte er, wir wollen weiter drüber nachdenken und dann sehen. Er beschied sie auf den folgenden Tag wieder an Ort und Stelle. Bis dahin ging er von Haus zu Haus und gewann alle für seinen Vorsatz. Sein Muth theilte sich den übrigen mit und an dem bestimmten Tage (es war der 24. Jul. des Jahrs 1702.) waren mehr als hundert junge feurige und entschloßne Männer mit Gabeln, Sensen, Flinten und Säbeln bewaf-

net

net beysammen. Perier sprach mit einer natürlichen aber eindringenden Beredsamkeit zu ihnen und befestigte ihren Vorsatz. Sie erwählten ihn einmüthig zu ihrem Anführer.

Unter diesen jungen Männern war kein einziger, dem man nicht einen Vater, eine Mutter, einem Bruder, eine Schwester oder einen andern Verwandten entrissen gehabt hätte. Kindliche Liebe und Mitleid wirkten bey ihnen das, was die Liebe zu seinem Mädchen bey Perier wirkte.

Dieser fing damit an, daß er eine Art von Disciplin unter seinem Haufen einführte. In der ersten Hitze hatte man von Ermordung des Abbe von Chaila gesprochen. Diesen Vorsatz redete ihnen Perier mit Feuer und Nachdruck aus. Er stellte ihnen die fürchterlichen Folgen, die er haben könnte, vor und machte ihnen begreiflich, daß der Schwur, den sie ihm als Anführer gethan, ihn berechtigte, die Wiederspenstigen streng zu bestrafen.

Periers Vorstellungen wirkten auf seine Leute so stark, daß sie von neuem in Versicherun-

rungen ihrer Treue und ihres Gehorsams ausbrachen. Sie zogen ab und kamen mit Anbruch der Nacht vor dem Schloße von Pont de Montvert an. Alles war still in demselben. Die Thore waren verrammelt, denn der Abbe hatte Nachricht von ihrem Vorsatze bekommen. Er hatte sein Hausgesinde bewafnet, und einige Soldaten, die bey ihm waren, hatten ihm versichert, daß ihre scharfen Patronen dies Gesindel bald auseinander stieben würden.

Perier untersuchte das zu überwältigende Schloß und fand, das es keine schwere Arbeit seyn würde. Da er aber Gewalt zu vermeiden Willens war, wenn man ihm die Gefangenen auslieferte, so beschloß er, vorher zu unterhandeln. Er rief also so stark, daß man ihn wohl vernehmen konnte, vor dem Thore des Schloßes: „Wir sind nicht gekommen um Gewalt zu brauchen. Wir wollen blos unsere Leute heraus haben!" — Einige Flintenschüsse, die ein paar seiner Leute beschädigten, waren die Antwort

auf

auf seine Aufforderung. Muth gefaßt, Leute, sagte er: und mir gefolgt!

Er stellte sie vor dem Hauptthore des Schloßes in Ordnung. Ueber demselben hatte er einen Vorsprung bemerkt, der sie vor dem Feuer aus den Fenstern sicherte. Drey der stärksten mußten einen Balken aufheben, der in der Nähe lag, und mit demselben wie mit einen römischen Sturmbocke wider das Thor rennen, einige andere halfen ihnen, und sie führten die Stöße mit solcher Gewalt, daß das Thor bald gesprengt war. Als aber Perier bemerkte, daß seine Leute, sobald das Thor stürzte, wild in das Schloß rennen wollten, hielt er sie zusammen und ließ sie in Ordnung vorrücken.

Niemand in dem Schloße zeigte und regte sich. Er gab also eine Art von Wache ab. Indem er eine der Schildwachen ausstellte, bemerkte er jemand, der sich aus einem Fenster retten wollte. Er ging hinzu und erkannte den Abbe von Chaila „Fürchtet nichts, sagte er zu ihm: aber gebt unsre Leute heraus.“ Der Abbe fürchtete für seinen Hals. Er warf

sich

sich dem Perier zu Füßen und bat um Gnade. — „Ist nicht nöthig; sagte Perier: meine Leute thun euch nichts. Es ward ihnen untersagt ehe wir auszogen.“ Der Abbe erholte sich von seinem Schrecken, versprach alles was man verlangte, gab die Gefangnen los, ließ Erfrischungen bringen und befahl seinen Leuten: d'obéir en tout point à Monsieur le Commandant.

Alles ging gut ab. Die Auftritte von kindlicher, brüderlicher, und schwesterlicher Liebe, die zwischen den Gefangnen und ihren Rettern vorfielen, beschäftigten die Herzen Aller. Perier ging voll Entzücken mit seinem Mädchen Arm in Arm im Schloßhof auf und ab.

Plötzlich regte sich der Dämon des Fanatismus auf der andern Seite. Ein Enthusiast, der unter den Reformirten war, hatte keinen Vater und keine Schwester und keine Braut zu befreyen gehabt. Er sprach mit den Gefangenen über die Mißhandlungen, die ihnen wiederfahren waren, ließ

sich

sich ihre verrenkten Finger, ihre verstauchten Hände und ihre übrigen zum Theil noch blutenden Schäden zeigen, und über dieser Betrachtung, geriethen er und sie in eine unaufhaltsame Wuth. Sie suchten den Abbe auf, fielen über ihn her, schleiften ihn aus den Schloße, und warfen ihn mit Steinen todt, bevor noch Perier Zeit bekam, ihn zu retten. Dieser war ausser sich vor Zorn. Aber die Schuldigen bestanden darauf, daß sie seine Befehle nicht gewußt hätten. Er konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen. Mit Tagesanbruch zog er ohne Geräusch ab und nahm nichts aus dem Schloße mit sich, als die Waffen, die sich auf demselben gefunden hatten. Nichts von allem übrigen durfte angerührt werden. Ungefähr eine halbe Meile von Pont de Montvert bey dem verfallnen Schloße von Vinbouches machte er halt, um abzuwarten, was jene blutige That für Folgen haben würde. Er verschanzte sich hinter demselben, und schickte Botschafter ab, die horchen mußten, was man wider die Mörder des Chaila verfügte. Sie kamen bald mit der traurigen

gen Nachricht zurück, daß man Untersuchungen angestellt, daß man im Schloße von Pont de Montvert das Nahmenverzeichniß der Gefangenen gefunden hätte und wüßte, daß sie bey Vinbouches sich aufhielten. Ein Detachement Truppen sey im Anzuge um sie aufzuheben.

Perier hielt Rath. Man beschloß, sich zu trennen. Jeder sollte sich auf Unwegen einen Zufluchtsort suchen, den er für den sichersten hielte.

Das Detachement vertheilte sich, als es bey Vinbouches niemand fand, um die Camisarden aufzusuchen. Denn jetzt ward dieser Name erst berühmt. Den Ursprung hat er von folgendem Vorfalle:

Im Junius eben dieses Jahres, also einige Wochen vor dem Ueberfalle von Pont de Montvert, hatte sich ein Haufen von Reformirten und Katholiken zusammen gerottet, um die Einnehmer der Kopfsteuer, die ihre Pflicht zu strenge gethan hatten, eigenmächtig zu bestrafen. Die Aufrührer hatten sie zur Nachtzeit in ihren Häusern überfallen und sie mit

ihren Registern am Halse aufgehängt. Da diese Leute, die eine Zeitlang in dieser Gegend spukten, sich verkleidet hatten, und zwar so, daß sie Ein Hemde über ihre Kleider und ein anderes über den Kopf geworfen hatten: so nennte man sie Camisards von dem Worte Camise, worein ihre Provinzialsprache das Wort Chemise verwandelt hatte.

Durch ein Mißverständnis legte man nach der Zeit diesen Namen den Reformirten bey, die zu den Waffen gegriffen hatten, und zugleich schrieb man auch den Unfug jener Mörder auf ihre Rechnung.

Unterdessen wüthete der Geist des Fanatismus immer noch aus dem Menschen, der die Veranlassung zu dem Morde des Chaila gegeben hatte. Er hieß Esprit Seguier, und war eine Art von Geistlichen. Als Periers Leute bey Vinbouches auseinander gingen, raffte er gegen dreysig der Eifrigsten wieder zusammen, zog mit ihnen nach Pont de Montvert, verbrannte das Schloß, und setzte die ganze Gegend herum in Feuer und Blut. Er ermor-

dete die katholischen Priester und alle Anhänger dieses Bekenntnisses jedes Geschlechts, jedes Standes und Alters, und gab vor, der heilige Geist habe ihn gesandt und zu diesen Unternehmungen gestärkt. Das Schloß von Devese und die Dörfer Frugeires und Saint Andre de Lancise und ihre Kirchen waren das Theater dieses fanatischen Wütherichs und alle diese Greuel im Laufe von drey Tagen verübt.

Die übrigen Reformirten, die seiner Wuth nicht Einhalt thun konnten, zitterten vor den Folgen. Die Justiz bemächtigte sich endlich seiner. Ein Detachement stieß auf seinen Haufen und zerstreuete ihn beym ersten Angriffe. Man wollte vorzüglich den Anführer. Er war entwischt, aber man forschte so lange nach ihm, bis man ihn fand und aufhob.

Die Kühnheit und Seelengröße (wenn Fanatismus Seelengröße genannt werden kann) die dieser Mann bis zum lezten Augenblicke seiner Hinrichtung zeigte, sind fast unerhört. Der Offizier, der ihn fest nehmen ließ, sagte mit wilden Blicken zu ihm: „Unmensch,

jezt hab' ich Dich! Was erwartest du für deine Schandthaten? — Was du zu erwarten hättest, wenn ich Dich hätte! erwiederte Seguier mit unbegreiflicher Kälte. Mit demselben Phlegma erschien er auch vor seinen Richtern. Sie verurtheilten ihn zum Holzstoß. Er hörte diese Sentenz heiter, still und voll Ergebung an. Sein Benehmen war bescheiden, aber entschlossen, und seine Antworten gaben, wie sein Stillschweigen, den Anblick eines christlichen Helden aus den Zeiten des Diokletian. Er blieb in seiner Rolle auch auf dem Holzstoße und die Wuth der Flamme konnte ihm keine Klage, keinen Seufzer abpressen.

Die Anstalten, die man von Seiten der Regierung gegen diese Unruhen traf, waren zu stürmisch, als daß sie der Erbitterung hätten steuern können. Die Truppen, welche die Camisarden überall aufsuchten, und ein Blutgericht, das man zu Flora niedergesezt hatte, verbreiteten überall Angst und Schrecken. Sie gaben der Sache den Schein eines bürgerlichen

Krieges, regten das Volk auf und machten, daß man das Uebel für fürchterlicher hielt, als es war. Indeß verschaften sie doch eine Zeitlang Ruhe. Seitdem der Haufen Periers auseinander gegangen und Seguier mit den Seinigen aufgerieben war, hatte man nichts mehr von Camisarden gehört. Eine Proklamation, die man ergehen ließ, schien den Reformirten sogar Hofnung zu machen, daß sie bald das Ende dieser Verfolgungen sehen würden. Aber sie schien es nur: denn hinter der Güte, Nachgiebigkeit und Weisheit, die sie schau trug, war Treulosigkeit, Intoleranz und Grausamkeit versteckt. Hier ist ein kurzer Begriff ihres Inhalts: Der König gewährt nach seiner Gnade und Güte Generalpardon und Losspruch allen denen, die mittelbar oder unmittelbar an der Ermordung des Abbe von Chaila und allem übrigen darauf erfolgten Unfuge Theil gehabt haben, doch unter der Bedingung, daß die Schuldigen ihre Waffen niederlegen und ruhig in ihre Wohnungen zurückkehren, widrigenfalls sie nach dem Verlauf einer bestimmten Zeit für

Aufrührer erklärt und als solche verfolgt und gezüchtigt werden sollen. —

Auf diese Versicherung kamen viele der Flüchtlinge zurück. Man hob sie auf und henkte sie vor ihren eigenen Häusern. So wollte es das vorhin erwähnte Blutgericht.

Nun setzte sich alles, was reformirt war, auf flüchtigen Fuß und warf sich haufenweise in Wälder und Höhlen. Man fragte ängstlich einander: wo ist Perier?

Dieser erschien bald an der Spitze eines neuen Haufens, der sich aus den Trümmern des ersten gebildet und durch den Zutritt mehrern Braven verstärkt hatte. Die übrigen Vertriebenen schlugen sich dazu, und alles, was Waffen führen konnte, verband sich, durch gleichen Eifer beseelt, für sein Bekenntniß, für seine Familie, für seine Freyheit und sein Leben sich bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren.

Der Graf von Broglio, der die königlichen Truppen befehligte, ließ die Wohnungen aller derer verbrennen, die sich aus Mis-

trau-

trauen auf die hinterlistige Proklamation, oder aus Schrecken überhaupt, in die Gebürge gerettet hatten; und zog heran, um die Flüchtlinge zu überfallen und aufzuheben. Aber Pezier, der dies erwartet hatte, traf zur rechten Zeit Gegenanstalten, die um so wirksamer waren, da er sich durch Botschafter von den Planen des Grafen, Nachricht zu verschaffen gewußt hatte.

Seinen Standort hatte er in einem dicken Walde und in einer unzugängigen Gegend genommen. Dort entwarf er den Plan zu seinen Unternehmungen. Er erneuerte seine alten Einrichtungen und vermehrte sie mit neuen. Da er sich auf die gewöhnliche Kriegsdisciplin nicht verstand: so schuf er sich eine neue, die seiner Lage angemessen war. Seine Leute musten diese Kriegsgesetze beschwören.

Mit Anbruch der Nacht pflegte er kleinere Haufen abzuschicken, die unausgesezt kamen und gingen und Waffen und Lebensmittel zurückbrachten. So erhielt und bewafnete er seine Leute, die ausser Flinten, Säbeln, Pistolen und Bajonetten

 noch

noch ein Beil im Gürtel trugen, ein fürchterliches Waffenstück, wenn es von einer männlichen Faust geführt wird. Einige der stärksten hob er aus, bewafnete sie mit Sensen und machte ein eigenes Korps daraus, dessen er sich nach der Zeit mit zerstöhrendem Erfolge bediente.

Alle diese Vorkehrungen hatte er getroffen, als er die Nachricht erhielt, daß ein Korps königlicher Truppen, dreyhundert Köpfe stark, bey dem Dorfe Karnule, eine Meile von seinem Standorte, eingetroffen sey. Er beschloß, die aufzusuchen, die ihn suchten. Sein Anschlag war überlegt. Er ging aus dem Dickigt hervor, und auf seinem Zuge bemerkte er ein Terrain, das zu seiner Unternehmung paßte. Es war ein Kreuzweg, mit einem dicken Gebüsche umfaßt, von dem aus man auf beyden Seiten die Straße bestreichen konnte. Sein Haufen war ungefähr zweyhundert Köpfe sterk. Er verbarg ihn bis auf funfzig die er für sich behielt, in dem Gebüsch auf beyden Seiten der Straße und ließ sie sich dort niederlegen. Seine

ne Sensenknechte stellte er voran in das Gebüsch. Den übrigen Anführern gab er jedem seine besondern Befehle, und er selbst zog mit seinen Funfzigen den Weg hinan, den die königlichen Truppen kommen sollten.

Er machte sich bald von ihnen bemerkt, wandte sich dann um, und gab sich das Ansehn, als ob er vor ihnen hin fliehend eine Anhöhe erreichen wollte. Die Truppen machten eine Bewegung ihn abzuschneiden; seine scheinbare Flucht ward übereilter, und er warf sich in die Strasse, wo sein Hinterhalt verborgen lag. Diesen hatte er nicht sobald erreicht, als er sich schwenkte und die Truppen mit festem Fuß erwartete. Diese kamen im Feuer des Nachsetzens aus Reih' und Gliedern und drängten sich unordentlich an und in das Gebüsche. Plötzlich gab Perier sein abgeredetes Signal und in eben dem Nu traf ein Hagel von Kugeln aus dem Hinterhalte die Truppen. Ein großer Theil davon stürzte und die übrigen wollten, überrascht und erschrocken, sich durch die Flucht retten; aber auf ein zweytes Signal

traten die Sensenknechte hervor, bildeten einen Halbcirkel über den Weg hin und versperr'ten den Flüchtlingen den Rückzug. Nun stürzten von allen Seiten Camisarden über sie her und Bajonet, Säbel und Sense rieben sie auf, bis auf fünf, denen Perier kaltblütig auftrug, nach Bequemlichkeit zum Grafen von Broglio zurück zu gehen und ihm zu erzählen, daß und wie man sie geschlagen hätte.

Die Camisarden verloren nur acht Männer in diesem Handgemenge. Die Erschlagenen plünderte und begrub man, so gut man konnte. Perier sandte ein Detachement mit der errungenen Beute nach seinem Standorte, den er zugleich als ein Asyl für die flüchtigen Familien brauchte. Er hatte daselbst eine kleine Anzahl von seinen Leuten zurückgelassen, die es bewachten und durch kleine Streifzüge in die umliegende Gegend sich und den Weibern und Kindern, die sie zu versorgen hatten, nöthigen Unterhalt verschaften.

Das Detachement sties um Mitternacht wieder zu Perier und er sezte sich zum zweytenmal,

mal, minder ängstlich als das erstemal, bey dem Schlosse von Vinbouches. Hier vernahm er, daß der Graf von Broglio an der Spitze von vierhundert Mann den Schimpf der königlichen Waffen in eigner Person abzuwaschen Willens wäre.

Die Camisarden waren leicht und schnell, wie die Hirsche, und in Thälern und auf Bergen zu Hause. Die königlichen Truppen waren schwerer und diesen Umstand nuzte Perier, um den Grafen beständig in Athem zu erhalten und seine Leute zu necken und zu ermüden. Sonach erschien und verschwand er bald hier bald dort wie ein Blitz und dies trieb er einige Tage hindurch so unausgesezt, daß der Graf endlich müde ward und sich nach Montpellier begab, um sich zu erholen. Nur zuweilen kam er, die Posten zu visitiren, die er zerstreut auf der Ebene zurückgelassen hatte.

Die königlichen Truppen waren, wie ihr Anführer, des Kletterns müde, und die Action von Karnule, verbunden mit unablässigen und frucht=

fruchtlosen Zügen und Gegenzügen, hatte sie matt und muthlos gemacht.

Die Camisarden nuzten dies, um sich in ihren Wald zurück zu ziehen und für den jüngst erfochtnen Sieg ein feyerliches Dankfest anzustellen. Die Andacht und das religieuse Feuer, das die ganze Versammlung beseelte, entzündete die Schwächern unter ihnen mit einer Schwärmerey, die ihren Unternehmungen eine himmlische Glorie umwarf, und die eingebildete Gabe der Prophezeyhung unter ihnen aufregte. Greise und Weiber waren jezt noch ihre Propheten; aber wir werden bald sehen, daß selbst ihre handfestern Männer und Anführer von dieser göttlich geglaubten Raserey angesteckt wurden.

Sie behielten während dieser Zeit der Ruhe die Hände nicht unthätig im Schooß. Sie thaten in kleinen Haufen Streifzüge in die benachbarten katholischen Dörfer. Eine ihrer Höhlen hatten sie zu einem Zeughause, eine andere zu ihrem Proviantmagazin, eine dritte zu einer Kleiderkammer und eine vierte zu einem Laza-

reth

reth für Kranke und Verwundete eingerichtet. Die Furcht und Achtung, die man für sie hatte, gaben ihnen Muth, sich mehr heraus zu wagen. Im ganzen genommen war auch das Land auf ihrer Seite und unterstützte und erhielt sie ins geheim. Deshalb konnten sie auch allmählig die Weiber, Kinder und Alten wieder zu ihren Familien zurück schicken, und sich dadurch nicht blos von einer unbrauchbaren Bürde befreyen, sondern sich auch an ihnen Anhänger verschaffen, die ihnen Botschaft und Lebensmittel brachten. Perier hatte selbst einige Katholiken durch seine Mannszucht, die es nie zu Raub und Plünderung kommen ließ, für sich gewonnen. Sie kamen oft den Bedürfnißen der Camisarden sogar zuvor und selten durften diese gewaltthätige Hand anlegen. Ihre Lage war solchergestalt wo nicht ruhig doch minder unglücklich geworden.

Der Glückswechsel ins Bessere erheitert das Herz und feuert zu Unternehmungen an. In dieser Stimmung waren einmal die Camisarden während eines großen kriegerischen Schmauses,

den sie von der Ausbeute der Jagd und einiger Streifereyen in die Nachbarschaft angestellt hatten. Ihr Anführer, der nur in so fern Bauer war, als er wie solcher gebohren und erzogen war, sagte während desselben: „die königlichen Truppen haben sich empfohlen. Es kömmt mir vor, als ob sie nach den Regeln der Höflichkeit mit uns umgehen wollten. Wenn das ist, so dürfen wir ihnen den Besuch, den sie uns bey Karnule gemacht haben, nicht schuldig bleiben. Ich möchte wohl, daß sich unsre Leute fertig machten."

Man antwortete ihm in demselben Tone. Dies war des Abends. Der Befehl zum Aufbruche lautete: Sobald der Morgen grau't.

Alle die Nachrichten, die man von den königlichen Truppen hatte, liefen auf die einzige hinaus, daß sie ruhig in ihren Quartieren ständen. Perier wußte, daß ein Korps von ihnen, zweyhundert Köpfe stark, in einer Gegend

stand, deren Aus- und Zugänge ihm genau bekannt waren. Sein Vorsatz war, diese Truppen, um seine Leute zu schonen, nicht auf ihrem Posten anzugreifen, sondern sie heraus zu locken, und mit ihnen handgemein zu werden, und zugleich seine Leute in Uebung und Athem zu erhalten. Aber sey es nun, daß die Truppen Nachricht von seinem Anzuge erhielten, oder daß sie ein Wetteifer anfeuerte, ihm das zu thun, was er ihnen zu thun im Begriff war: genug, als er aus einem Hohlweg heraus kam, um sich in die Ebene zu stehlen und den Feind zu überraschen, sah er diesen, stärker als er war, mit Entschloßenheit zu ihm heran und ihm entgegen ziehn. Perier näherte sich mit Entschloßenheit und stellte sich, den Hohlweg im Rücken, in Schlachtordnung. Die königlichen Truppen rückten heran. Man neckte sich eine Zeitlang; aber während des Scharmützels bekam Perier eine Wunde, und da er fürchtete, daß dieser Zufall nachtheilig auf seine Leute wirken möchte, zog er sich mit musterhafter Ordnung zurück. Die königlichen Truppen

thaten ein gleiches, weil ihnen seit dem Vorfalle von Karnule die Lust vergangen war, ihm in Berge und Gebüsche zu folgen. Dieser Vorfall entschied nichts und wird nur durch die Blessur Periers und durch die Vorsicht der königlichen Truppen merkwürdig.

Periers Wunde hinderte ihn, die Geschäfte wie bisher mit Thätigkeit zu verwalten. Er übergab also die Befehlshaberschaft einem andern Camisarden, Namens la Porte, den er vor allen übrigen schätzte und ließ sich zu seiner Frau in ein Haus schaffen, dessen die Camisarden gewiß waren. Diese (es war eben die, welche er aus der Gefangenschaft von Pont de Montvert befreyete) bewachte und pflegte und stellte ihn in kurzer Zeit wieder her, während die Camisarden Bettage für die Erhaltung ihres Anführers anberaumten und in seiner Abwesenheit nichts unternahmen, als daß sie ihre kleinen Detachements wie gewöhnlich ausschickten.

Perier kam endlich wieder, aber nur, um auf immer Abschied von seinem Brüdern zu nehmen. Er erklärte, daß er ausser Landes

woll-

wollte. Dazu gab er weiter keinen Grund an, als daß die Liebe und die Klagen seiner Gattin seinen Eifer für das Wohl der Brüder besiegt hätten. Diese wandten alles an, um seinen Entschluß umzustoßen; aber er blieb unerschütterlich. Was sie an ihm verlören, sagte er: gewönnen sie an la Porte doppelt wieder. Dieser selbst drang in ihn, zu bleiben, aber vergebens. Er ging nach Genf, und die Klagen und Thränen seiner Brüder folgten ihm. La Porte ward an seiner Statt einmüthig zum Hauptanführer gewählt.

La Porte war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß und schlank gewachsen, mit einer männlichen und einnehmenden Bildung, einem schwarzen, dicken Bart, einer starken Stimme, einem ernsthaften Wesen, und einer erprobten Entschlossenheit. Ueber Mannszucht hielt er mit einer Strenge, die in Unerbittlichkeit überging. Nur einen Fehler hatte er, von dem Perier frey war: er hatte Hang zum Fanatismus. Auch mocht' er lieber angreifen, als sich angreifen lassen, und in die-

sem Punkt riß sich seine Herzhaftigkeit oft von seiner Vorsicht und Klugheit los.

Wir übergehn einige einzelne unbedeutende Vorfälle, um Raum für einen wichtigern zu bekommen, der nicht weit von de la Salles, einer kleinen Stadt in den obern Sevennen sich darbot.

La Portens Leute waren jetzt über fünfhundert Köpfe stark. Seitdem die Camisarden Munition und Lebensmittel genug herbey zu schaffen gewußt hatten, war ihre Anzahl bis auf diesen Punkt gestiegen. Die königlichen Truppen wußten nicht, daß sie so stark wären. Es war eine eigene Kriegslist la Portens, sie diesfalls durch Spione irre zu führen. Unter letztern war besonders einer, der sich ihm sehr nützlich machte. Er spielte den eifrigen Katholiken und wenn er es nicht war, wußte man doch, daß er es gewesen wäre. Man trauete ihm also. Eben dieser Spion hatte es den königlichen Truppen als ein wichtiges Geheimniß entdeckt, daß la Porte aus seinen Wäldern auf Plünderung ausgezogen wäre. Der Hun-

ger hätte ihn dazu vermogt, und er hätte nur ungefähr hundert oder hundert und funfzig Leute bey sich. Der Spion hatte gemessene Anweisung von la Porte, mithin konnte er alle Umstände bis auf den Weg angeben, den er genommen hätte und noch nehmen würde.

Sogleich ließ der Graf von Broglio ein Korps von fünfhundert Köpfen unter Anführung eines geschickten Partheygängers ausrücken. Der Spion mußte ihm den Weg zeigen. Er führte ihn gerade zu den Camisarden.

La Porte war auf diesen Besuch gefaßt. Beym Anblicke des Feindes stellte er sich, als ob er vor ihm flöhe, und zog sich in die Wälder von Chateigners, die den Abhang eines Berges bedeckten, zurück. Man mußte hinauf klettern, um ihn zu erreichen. Die königlichen Truppen näherten sich in geschloßnen Gliedern und hatten zu Führern Miquelets bey sich, Bergbewohner, die man aus Roussilon hatte kommen lassen.

Die Camisarden schwenkten sich und standen sobald sich ihnen die königlichen Truppen bis

auf einen Büchsenschuß genähert hatten. Die Miquelets thaten den ersten Angriff. Ein Haufen Camisarden, der eine Zeitlang in dem Gebüsche Stand hielt, hatte Befehl zu weichen, so bald die übrigen Truppen zur Unterstützung der Miquelets heran rückten. Sonach zog dies vorgeworfene Korps plötzlich zurück, während die Feinde im Nu durch ein schreckliches Feuer angegriffen wurden, von dem sie nicht wußten, woher es kam. Sie fuhren auseinander, setzten sich aber wieder. Jetzt stürzten die Camisarden aus den Hecken hervor und warfen sich mit Gabeln, Sensen, Beilen, und Säbeln auf den Feind. Der Kampf ward hartnäkkig. La Porte sank unter seinen Wunden nieder. Dies erschütterte die Camisarden. Ein Vetter la Portens hielt einige der Entschlossensten zusammen und warf sich dorthin, wo die übrigen wichen. Er und seine Leute fochten mit wilder Verzweiflung. Das Glück wollte sich immer noch nicht für ihn erklären, denn die königlichen Truppen wehrten sich erbitterter als je. Die Camisarden setzten sich wieder

und feuerten Pelotonweise auf sie; die Sensenknechte und Beilträger warfen sich unter sie und zwangen sie endlich zur Flucht. Der Ueberrest schlug sich durch und stürzte vom Berge herunter, ward aber auch dort von den Flinten versteckter Camisarden empfangen. Diese drängten und verfolgten sie eine Zeitlang und dann sammelten sie sich von neuen unter den Augen Rolands. So hieß la Portens Vetter. Der Sieg war auf seiner Seite; aber er hatte ihm viel gekostet. Das Schlachtfeld war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Die königlichen Truppen hatten gegen dreyhundert, und die Camisarden mehr als hundert Menschen verloren. La Porten fand man in letzten Zügen. Man hob ihn wie die übrigen verwundeten Camisarden auf, und verband ihn, während andere, die Toden plünderten und mit ihrer Beute den Wald gewannen.

Gewöhnlich hielten sich die königlichen Truppen nach solchen Aktionen eine Zeitlang ruhig in ihren Quartieren, und diese Ruhe nutzten

die Camisarden, um sich von ihrem Verluste zu erholen, und sich zu verstärken.

Die königlichen Truppen waren diesmal des Sieges zu gewiß gewesen, als daß sie ihre Niederlage hätten gestehen sollen. Sie wollten also die Camisarden geschlagen und ihren Anführer niedergehauen haben. Man stellte Dankfeste für diesen Sieg an, und machte sie durch la Portens ausgestellten Kopf desto feyerlicher, während dieser von seinen Wunden fast geheilt, eben diesen Kopf zu neuen Planen wider seine Verfolger schon anstrengte.

Indessen liefen doch wahrhaftere Berichte von diesem Vorfalle nach Hofe. Bis jetzt hatte man diesen Krieg dort für unbedeutend gehalten. Nun ward man anderer Meynung. Obgleich der König seine sämtlichen Truppen für Italien und Flandern, wo Eugen und Marlborugh ihnen zu schaffen machten, nöthig gebraucht hätte: so schickte er doch einige Regimenter Infanterie und Dragoner unter Anführung des Brigadiers von Julien nach den Sevennen ab.

La Porte lebte, und war ausser Gefahr. Wenn er auch noch nicht persönlich wieder thätig werden konnte, ward er seinen Brüdern wenigstens durch passende Befehle nützlich. Roland that das Uebrige.

Drey Monate waren seit der Aktion bey de la Salles verflossen. Da es spät in Jahre war, bezogen die königlichen Truppen die Winterquartiere. Fast täglich kamen neue Detachements derselben an, die kleine Armee in Languedoc zu verstärken. Der Hof wollte mit einem einzigen entscheidenden Streich alle Camisarden auf einmal ausrotten. La Porte glaubte sich gänzlich geheilt und stellte sich von neuem an die Spitze der letztern. Die Zahl seiner Feinde war beträchtlich angewachsen, er wollte also auch seine Freunde vermehren. Da die Feldarbeiten gethan waren, so war eine Menge starker und brauchbarer Männer jezt unthätig zu Hause. Diesen ließ er durch seine Kundschafter die drohenden Gefahren der Provinz vorstellen. Es wäre der Plan des Hofes, die Reformirten ganz und auf einmal auszurotten,

also wären sie ihrer Religion und sich selbst die lezte allerhöchste Anstrengung schuldig. Es wäre rühmlicher mit den Waffen in der Hand, als mit einem Strick um dem Hals zu sterben.

Diese Vorstellungen wirkten. In wenig Tagen stieß eine ansehnliche Verstärkung von handfesten Männern zu ihm, die Waffen und Munition mitbrachten. So verstärkte und versorgte sich la Porte von allen Seiten, und die königlichen Truppen, die Erhohlung von ihrem weiten Zuge brauchten, hinderten ihn nicht daran. Zugleich verstärkte er sich auch moralisch. Er hatte bemerkt, daß Fanatismus ein treflicher Vorfechter sey. Er hatte demselben also nicht so gesteuert, wie Perier. Die Schwärmer, Konvulsionairs und kleinen Propheten, die sich unter seinen Leuten befanden, hatte er gebraucht, um den Muth und Enthusiasmus dieser zu nähren und zu verstärken. Von ihnen ließ er sich, wenn er einen Zug zu thun im Begriff stand, immer in vor-

voraus Sieg prophezeyhen. Er selbst predigte von Zeit zu Zeit, besonders seit seiner lezten Krankheit, nnd vermehrte dadurch das Vertrauen, das man allgemein auf ihn sezte, bis auf den höchsten Grad. Aber eben dieser schwärmerische Eifer, den er mit den übrigen in die Wette zeigte, brachte ihm den Tod. Als er eines Sontags mit der allerhöchsten Anstrengung Psalmen sang, öffneten sich plötzlich alle seine Wunden. Ein heftiges Fieber schlug dazu, und ward sechs Tage nachher tödtlich. Die Bestürzung und Rührung der Camisarden läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Ihr Verlust war um so gefährlicher jezt, da sich die königlichen Truppen um die Hälfte vermehrt, von neuem wider sie in Bewegung sezten. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Roland ward an la Portens Stelle zum Hauptanführer ernannt, und man leistete ihm einmüthig den Eid der Treue. Sie kannten ihn als einen entschlossenen, klugen Mann, und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie einen neuen entscheidenden Schritt zur Verthei-

digung ihres Lebens und ihrer Rechte unter seiner Anführung thun sollten.

Die Camisarden hatten jezt nicht blos mehr auf ihren wilden Muth zu rechnen, der sie anfangs beständig siegen ließ: sie waren förmlich exerciert und an Taktik gewöhnt worden. Roland war Soldat gewesen, und verstand die militärischen Handgriffe aus dem Grunde. Ueber Mannszucht und Subordination war bey ihnen von jeher streng gehalten worden. Ihr Muth und Enthusiasmus thaten das übrige. Ihr Aufzug und ihre Bewaffnung waren freylich sehr seltsam. Ihre Flinten waren bald kurz, bald lang. Im Gürtel trugen sie Pistolen und an der Seite Säbel, Bajonette und Degen von jeder Form und jeder Fabrik. Beile, Sensen, Forken und Piken sezten diesem abentheuerlichen Heergeräthe die Krone auf.

Ihre Kleidung war noch weniger im Stande, Achtung zu erwecken: sie war schmutzig, geflickt und zerlumpt. Aber das Ganze gab

einen gewissen, finstern, räuberischen und mörderischen Anblik, der sehr auf Schrecken wirkte.

Uebrigens war ihr ganzes Korps in Kompagnien von hundert Mann vertheilt, deren jede einen Brigadier an der Spitze hatte, unter dem wiederum ein Lieutenant und vier Unteroffiziere standen. Der Anführer des Ganzen hatte den Titel General, den der Kriegsrath dem Roland zuerst ertheilt hatte.

Roland war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als ihm die Anführung seiner Leute übertragen ward. In frühern Jahren hatte er als Dragoner gedient. Er war ein großer, nervigter, regelmäßig gewachsener Mann, mit schwarzem Bart und männlichem Gesicht. Er hatte viel gesunden Verstand und einen unerschütterlichen Muth.

Sobald er das Kommando übernommen hatte, theilte er sein Korps in drey verschiedene Haufen, den einen von dreyhundert, den andern von vierhundert, den dritten von vier-

bis

bis fünfhundert Köpfen. Den ersten schickte er ab, um die Berge von Boitieres, und den zweyten, um die von Auserre zu besetzen. Er selbst nahm mit dem dritten eine Stellung, die mit den beyden übrigen einen Triangel bildete, der ungefähr einen Strich von drittehalb Meilen umfaßte. Diese Stellung hatte Roland gewählt, um theils die königlichen Truppen auf mehrern Seiten zu beschäftigen, theils ohne Zeitverlust einen Haufen zu dem andern werfen zu können, wenn er von einem überlegenem Feinde angegriffen würde, theils sie alle drey ohne Zeitverlust zu vereinigen, wenn er der ganzen Macht bedürfte. Uebrigens war der Strich, den sie besetzt hielten, besonders die Gegend, wo Roland stand, Meilenweit in die Runde mit Häusern besezt, aus deren Bewohnern sich die Camisarden zum Theil zusammen gezogen hatten. Das Land umher war ganz von Reformirten bewohnt und auf ihrer Seite. Solchergestalt konnten sie sich, wenn Noth an Mann trat, aus der Mitte dieser bis auf drey und vier tausend Köpfe verstärken. Endlich hatten

sie

sie auch noch ihre Wälder in der Nähe, die ihnen beständig einen sichern Zufluchtsort gewährten; und an Lebensmitteln, Waffen und Munition hatten sie keinen Mangel.

Uebrigens kampirten sie nicht regelmäßig, wußten kein Lager abzustecken, und hatten keine Zelter. Gegen Wind und Wetter schüzten sie sich so gut sie konnten in Klüften, unter Bäumen, oder Schuppen. Um sich her hatten sie eine Menge Vorposten ausgestellt, die es unmöglich machten, unentdeckt zu ihnen vorzudringen. Jeder Unbekannte oder Verdächtige wurde auf den geringsten Argwohn niedergeschossen. Rolands Befehle waren über diesen Punkt besonders gemessen und strenge. So kam es, daß eine Menge Kundschafter von Seiten der königlichen Truppen, aufgebracht und hingerichtet wurden. Die davon kamen, hatten ihre Entdeckungen gemeiniglich nur von einem Baum, oder einem Berge herab machen können. Deshalb waren die Berichte, die sie zurück brachten, höchst unvollständig, dunkel

und verworren, und nur dies brachte man aus den verschiedenen Aussagen heraus, daß überall Camisarden herumschwärmten. Einige wollten sie in den Bergen von Boutieres, andere in den Gebürgen von Auserre, noch andere in den ihnen entgegen gesezten Gebirgen gesehen haben. Unzählige Camisarden! sagte der Herr von Julien. Er glaubte es nicht; aber man zwang ihn bald, es zu glauben.

Da man diese Spionen für verdächtig hielt, so schickte man einige Detachements aus, denen man sie als Führer zugab, mit der Drohung, sie zu henken, wenn ihre Aussagen nicht bestätigt gefunden würden. Aber sie waren ihrer Sache gewiß und führten die Truppen mit Zuversicht nach den beschriebenen Gegenden. Wo sie hinkamen, stellten sich ihnen Camisarden entgegen; da sie aber keinen Befehl zum Schlagen hatten, so recognoscirten sie dieselben blos, und berichteten nachher, was sie gesehen und gefunden hatten.

Roland ward von seinen Spionen nützlicher bedient. Er erfuhr durch sie alles bis auf die kleinsten Bewegungen des Feindes. Herr von Julien hatte nach Hofe geschrieben, und Roland wußte wörtlich, was er geschrieben hatte. Sein Brief war an den Principalminister von Chamillard gerichtet und folgenden Inhalts gewesen: Der Graf von Broglio hätte die Lage der Angelegenheiten in den Sevennen nach der Wahrheit berichtet, und das Uebel wäre sogar noch ärger, als er es geschildert hätte. Die Camisarden wären gegen Zehntausend Köpfe stark, wären gut bewaffnet und exercirt, und verheerten in den Gebirgen alles um sich her, drohten auch, in die Ebene herab zu kommen. Man würde versuchen, sie in Zaum zu halten; aber ohne Verstärkung der Truppen würde es nicht mit Nachdruck geschehen können.

Und wirklich erschienen die Camisarden bald in der Ebene. Sie hatten in einem Kriegsrathe beschloßen, bis vor die Thore der umliegenden Städte zu streichen. Mit Niemes wollten

sie den Anfang machen. Hundert Camisarden zogen dahin. Catinat, einer ihrer Anführer, auf welchen Roland großes Vertrauen setzte, war an ihrer Spitze. Der Name dieses Mannes war eigentlich Morel, weil er aber in Piemont unter dem Marschal von Catinat gedienet hatte, so hatte er dessen Namen angenommen.

Als der Gouverneur von Niemes Nachricht bekam, daß man einen bewaffneten Haufen heran ziehen sähe, schickte er funfzig Dragoner ab, um ihn zu beobachten. Catinat zeigete sich an der Spitze von nur vierzig Köpfen. Die Dragoner sprengten auf ihn zu. Er floh und zog sie dadurch allmählich von der Stadt ab in ein Thal, wo seine übrigen Leute im Hinterhalte lagen. Die Dragoner sprengten unordentlich hinter ihm her, plötzlich wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen. Einige wichen, andere setzten sich wieder. Aber die Camisarden, die hier und da hinter Hecken und Bäumen versteckt standen und von allen Seiten lebhaft feuerten, brachten sie bald ganz in Unordnung

und schlugen sie förmlich in die Flucht. Ein Camisarde von sechzehn bis siebzehn Jahren, klein und unansehnlich von Figur, warf sich einem Dragoner in den Weg, schoß ihn vom Pferde herunter, sprang auf dasselbe, sprengte hinter die Fliehenden her, fiel mit den Säbel in der Hand, bald auf diesen bald auf einen andern, und verfolgte den Rest bis nahe vor Niemes, wo er ihn seiner Betäubung überließ und darauf ruhig zu seinen Leuten zurück sprengte.

Gegen vierzig Dragoner, blieben in diesem Gefechte. Die Camisarden erbeuteten mehrere Pferde und verlohren nur vier Menschen. An sich war dis Handgemenge nicht wichtig; aber die Folgen desselben waren es, und ausserdem hat sich während desselben in der Person des Cavalier (so hieß der junge Camisarde) eine Art von Wunder angekündigt, das ihren wilden Enthusiasmus stärker aufregte.

Catinat streifte fünf oder sechs Tage in der Gegend von Niemes umher, während die königlichen Truppen nicht die mindeste Bewe-

gung machten, den erlittenen Schimpf abzuwaschen. Er benutzte diese Unthätigkeit, und sie brachte ihm mehr Vortheile als die Niederlage von funfzig Dragonern. Reformirte und Katholiken beeiferten sich in die Wette, erstere vor Freuden und letztere vor Furcht, ihm Lebensmittel, Waffen und Bley zuzuführen; und obgleich er, besonders von seinen Glaubensgenossen, viel erwartet hatte, übertraf ihre Unterstützung seine Erwartung doch. Schon unter La Porte hatten die Reformirten in den Gebirgen ihren Glaubensgenossen in der Ebene zugesetzt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und der Religionseifer wäre an sich schon wirksam genug gewesen, sie dazu zu vermögen; indeß waren sie bis jetzt unentschlossen geblieben, weil sie auf der einen Seite von dem Verlangen die Fesseln ihres Gewissens zu zerbrechen und ihre natürlichen Rechte wieder geltend zu machen, zwar angezogen, auf der andern Seite aber durch die Furcht vor Folter, Galgen und Rad die den Empörern auf dem Fuß folgten und wovon sie schreckliche

Beyspiele gesehen hatten, zurück gestossen wurden. Es kam also darauf an, ihnen Schlüßigkeit beyzubringen. Dies Geschäft war dem Catinat als Hauptsache bey seinen jetzigen Streifereyen von Roland anempfohlen worden. Es bedarf wenig, einmal erhitztes Volk zu gewinnen. Der kleine Vortheil, den sich Catinat diesmal erfochten hatte, blendete und ermunterte die Reformirten; sie nahmen ihren Entschluß und versprachen alles zu thun, was er seiner Aufträge gemäß von ihnen verlangen würde. Roland ward hievon benachrichtiget und er nutzte diese vortheilhafte Erklärung. Wir wollen etwas näher untersuchen, was er dadurch gewann:

Wenn man aus den Sevennen herabsteigt, tritt man in ein weitläuftiges reitzendes Thal, das man la Vaunage nennt. Es schließt sich an eine weitläuftige Ebene, die gegen Morgen Niemes, gegen Mittag das Meer und gegen Abend den Fluß Vidourles hat. Ebene und Thal bilden zusammen eine einzige Landschaft, die so

bevölkert und mit Häusern und Dörfern so besäet, und zugleich so fruchtbar und lachend ist, daß es die Reformirten früherer Zeiten das kleine Canaan nannten. Vor dem Widerruf des Edickts von Nantes, zählte man mehr als dreyßig reformirte Kirchen darin, und jetzt noch machten sie den größten Theil der Bewohner aus, obwohl dem Schein und Namen nach, als Neubekehrte. Roland wollte auch nicht, daß sie auf der Stelle diese Maske abnehmen sollten. Es war ihm genug, sich ihrer versichert zu haben, um gelegentlich bey ihnen einen Zufluchtsort zu finden und von ihnen Mannschaft, Munition und jede andere Unterstützung zu erhalten.

Nach dieser Vorbereitung also konnten sich die Camisarden allmählig über die Ebene verbreiten und bis vor die Thore der Städte streifen. Rolands Plan, die ganze Provinz und selbst die anstoßenden in Krieg zu verwickeln, näherte sich auch seiner Ausführung dadurch, und dieser war nichts weniger als chimärisch,

weil die Landschaften Vivares und Rovergue den Geist des Aufruhrs nährten und sogar schon Rolanden durch ihre Botschafter hatten befragen lassen, wie und durch welche Mittel sie am bequemsten zu den Waffen greifen könnten.

Catinat war von neuem mit etlichen und sechzig Pferden abgeschickt worden. Jeder Reiter hatte einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde. Dies war ziemlich die ganze Reiterey der Camisarden, und sie war bestimmt, Pferde in der Camargue, (einer morastigen Landschaft, welche von Baucaire bis Cette die Rhone endlang streicht) aufzugreifen, deren die Bewohner in großer Menge ziehn, und die sie so lange wild herum laufen lassen, bis sie dieselben brauchen, oder verkaufen wollen. Es ist eine gute Pferderace, zwar klein, aber stark, flüchtig und unverwüstlich. Roland wollte eine Art leichter Reiterey damit beritten machen.

Catinat zog auf Umwegen zu dieser Unternehmung ab, um nicht auf die königl. Trup-

pen zu stoßen. Aber er erfuhr bald, daß man in Niemes Nachricht von seinem Zuge hätte, und daß der Oberste von Saint = Sernin mit seinem Dragonerregiment ausgerückt wäre, um ihn abzuschneiden. Er setzte sich also in einer Gegend, durch die der Oberste kommen mußte, wenn er an ihn wollte.

Man stelle sich eine Landstraße vor, die auf beyden Seiten eine halbe Stunde weit durch Weinberge eingeschlossen ist. Catinat versteckte seine Fußknechte in den Vertiefungen uud hinter den Schutzmauern dieser Weinberge, einen halben Büchsenschuß von der Strase entfernt, und seine Reiter postirte er oberhalb der Gegend, wo die Weinberge angingen dergestalt, daß sie die Spitze des Regiments angreifen konnten, während dessen Mittelzug, durch den Hinterhalt beschäftigt würde. Cavalier befehligte den kleinen Haufen Kavallerie und Catinat ging zu seinem Posten in den Weinbergen zurück und befahl seinen Leuten die tiefste Stille an. Der Vortrab des Dragonerregiments erschien

bald,

bald. Man ließ ihn ruhig vorbey. Sobald aber das Mittel des Regiments vorüber war, gaben die Camisarden plötzlich und abgemessen Feuer, und Reiter und Pferde stürzten verwundet oder todt über einander. Der Oberste von Saint-Sernin versuchte voll Entschlossenheit und Wuth, seine Leute zusammen zu halten; aber vergebens; die Pferde drängten und verwickelten sich zwischen und in den Weinpfählen und Ranken, stürzten und warfen ihre Reiter ab und der Oberste selbst war gezwungen, sich so gut er konnte durchzureissen und durchzuhauen. Alles floh; aber während Cavalier unter dem Vortrabe mezzelte und die Flüchtlinge zurückwarf, drang Catinat an der Spitze seiner Handvoll Fußknechte mit aufgepflanztem Bajonet hervor und stieß alles nieder, was ihm in den Wurf kam. Zwey Drittheile des Regiments blieben in diesem Handgemenge. Die Camisarden verloren nicht mehr als sechzehn Menschen und bemächtigten sich über hundert Pferde.

Unterdessen war Cavalier, der vor Ungeduld sich auszuzeichnen brannte, dem Obersten von Saint-Sernin auf den Huf nachgesprengt, und diesen rettete nur der Umstand, daß sein Pferd besser lief. Vor Niemes brachte er einige Trümmer von seinem Regimente wieder zusammen und zog mit denselben, von seiner Geringschätzung der Camisarden aus dem Grunde geheilt, in die Stadt.

Catinat war mit dieser Unternehmung zufrieden und verschob den Zug nach der Camargue bis auf eine andere Zeit. Die Todten ließ er ausziehen, die Sorge für die Verwundeten überließ er dem Feind, und so zog er mit seinen Camisarden, die nun größtentheils die Uniform des Dragonerregiments von Saint-Sernin trugen, in seine Berge zurück.

Die Bewohner von Niemes sahen mit Schrecken ein Regiment zusammen gehauen, das für eins der bravsten galt, und ihre Bestürzung theilte sich dem ganzen Niederlanguedoc mit. Kalte Ueberlegung hätte die Einwohner

ner über diesen Punkt beruhigen sollen. Es waren damals vierzehn bis funfzehntausend Mann guter Truppen in der Provinz, die zum Theil aus Deutschland und Flandern, zum Theil aus Italien gekommen waren, wo sie, wenn auch nicht immer gesiegt, doch dem Feinde die Uebergewalt streitig gemacht hatten. Doch vermehrte vielleicht eben dieser Umstand das allgemeine Erstaunen. Man sah', daß eben diese Truppen überall geschlagen wurden, wo sie sich zeigten, und daß sie überhaupt bey ihren Unternehmungen gegen die Camisarden von einem gewissen Zuge von Ekel oder Ueberraschung gemeistert wurden, der ihren Muth abstumpfte. Für den Offizier war es verdrüßlich und abschreckend, mit Leuten zu thun zu haben, die schon in voraus zum Holzstoß oder zum Rade verurtheilt waren, und deshalb wilde Wuth und Verzweiflung mit zum Gefechte brachten, während sie der Soldat, der weniger räsonnirte, für eben so viel Hexenmeister und Teufel hielt. Sonach stritten für die Camisarden Vernunft, Vorurtheil und eine unwillkührliche Muthlosig-

keit, die durch ihre wüthende Vertheidigung beständig neue Nahrung erhielt.

Dies vermehrte das Selbstvertrauen und die Kühnheit der Letztern. Catinat ward zum drittenmal abgeschickt. Er war durch die Ebene nach der Camargue gezogen und hatte dort eine beträchtliche Anzahl von Pferden aufgebracht, und eine Menge Flinten und anderer Waffen zusammen gerafft, auf Maulesel geladen und sie nach dem Hauptquartier transportirt. Er selbst hatte diesen Transport gedeckt, und unterwegs weder königliche Truppen noch andere Hinderniße vorgefunden. So war er bis nahe an die Brücke bey Candiac gekommen, die dort über die Vitre, einen schmalen aber tiefen und reissenden Fluß, geschlagen ist. Er erfuhr, das ein feindliches Korps diese Brücke besetzt hielt. Er überlegte noch, wozu er in dieser Verlegenheit greifen sollte, als ihm die zweyte Nachricht zukam, daß sich eben dies Korps zurückgezogen hätte. Er schikte funfzig seiner Leute ab, um sich, wenn die Nachricht gegründet wäre, der Brücke zu bemäch-

mächtigen, im entgegen gesetzten Fall aber ohne Zeitverlust wieder zu ihm zu stoßen. Er selbst folgte ihnen langsam und in geschloßnen Gliedern aus der Ferne nach.

Cavalier, der das kleine Detachement befehligte, fand wirklich die Brücke frey, setzte sich bey derselben und gab dem Catinat Nachricht davon. Aber bald sah er die königlichen Truppen beträchtlich stark, wieder heranrücken. Er hatte Ursache zu fürchten, von ihnen überwältigt zu werden, erwartete sie aber doch festen Fußes, weil er auf schleunige Hülfe von Seiten Catinats rechnete. Dieser kam auch wirklich noch zur rechten Zeit den königlichen Truppen zuvor, stellte sich ihnen in geschloßnen Gliedern entgegen und griff sie so wütend an, daß sie wichen. Zum Unglück bekam er eine Wunde, die ihn zum Fechten unfähig machte. Die königlichen Truppen setzten sich wieder und die Camisarden wehrten sich nicht mehr mit ihrer gewohnten Entschlossenheit. Plötzlich trat Cavalier an ihre Spitze und rief: Mir nach,

Brüder! Sie sind geschlagen, wenn ihr mir folgt! — Auf dies Wort setzten und faßten sich die Camisarden augenblicklich wieder, stürzten auf den Feind los und brachten ihn von neuem in Unordnung. Cavalier rief seine Leute zurück, die den Flüchtlingen zu hitzig nachsetzten, lud den Catinat und die übrigen Verwundeten auf Pferde, ließ auf dem Schlachtfelde vierzehn von seinen Leuten todt zurück, und marschirte in so guter Ordnung weiter, daß ein neues Korps königlicher Truppen, welches ihm auf den Fersen folgte und gerne an seine Konvoy wollte, ihm keinen Vortheil abgewinnen konnte. So kam er ohne Verlust in dem Hauptquartiere der Camisarden an. Seine Leute glaubten, der heilige Geist stritte aus ihm, und die königlichen Truppen, der Teufel. Beyde irrten. Fanatismus und Verzweiflung stritten aus diesem Bäckergesellen, der für seinen Muth mit dem Himmel belohnt zu werden hoffte, während die königlichen Soldaten, die einem irdischen Könige dienten, nur auf ihre gewöhnliche Löhnung rechnen konnten.

Unter-

LB Coburg

Unterdessen hatten der Graf von Broglio und Herr von Julien ernstlich darauf gedacht, der Insolenz dieses neuen Anführers der Camisarden Einhalt zu thun. Hinter ihrer anscheinlichen Unthätigkeit war der Plan, ihn einzuschließen und ihm entweder unter den Säbel oder unter das Rad zu bringen, versteckt gewesen. Ihre Truppen hatten sich allmählig aller Zugänge in die Gebirge bemächtigt. Cavalier hatte zwar alle ihre Bewegungen ausforschen lassen, war aber ihrem Plane zu spät auf die Spur gekommen. Er hatte sich aus dem Gebirge in die Ebene geworfen und erfuhr bald, daß er nicht zurück, und von Roland, im Fall er angegriffen würde, nicht unterstützt werden könnte. Aber er setzte sich nicht blos vor, diese Verlegenheit zu heben, er wollte sogar den Feind in seiner eigenen Schlinge fangen, und sein Plan verunglückte nicht.

Ein Korps königlicher Truppen hielt einen Paß besetzt. Cavalier beschloß, dasselbe zwischen zwey Feuer zu nehmen, und darüberhin

in das Gebirge zu dringen. Die Schwierigkeit, dem Roland von diesem Plane Nachricht zu geben, hielt ihn nicht ab. Seine Leute kannten Schlupfwege, die sie sich von wilden Thieren hatten zeigen lassen, und kletterten über Abgründe hin, in welche andere gestürzt sein würden. So spielte er dem Roland einen Brief zu, worin er ihn bat, an einem gewißen bestimmten Tage vor Anbruch der Sonne mit vierhundert Mann in der Gegend des erwähnten Paßes sich zu zeigen. Er meldete ihm, daß der Feind denselben mit sechshundert Mann besetzt hielt, und daß er ihn im Gesichte mit zweyhundert Mann angreifen wollte, während er von ihm im Rücken mit vierhundert Mann angegriffen würde.

Roland fand sich zur gesetzten Zeit mit fünfhundert Mann ein. Aber sey es, das Cavalier, der sich dem Feinde unter Beystand einer finstern Nacht genähert, eine günstige Gelegenheit ihn anzugreifen gefunden, oder daß er von einer vermeynten göttlichen Regung ergriffen,

sich

sich den Sieg als unausbleiblich prophezeyht, oder daß er dem sehr menschlichen Triebe, allein und ohne Beihülfe einen glänzenden Streich auszuführen, nachgegeben hatte: genug, er warf sich, als der Tag kaum grauete, mit solcher Wuth auf den Feind, daß dieser in Unordnung kam und seinen Posten verließ. Roland kam gerade dazu, als die königlichen Truppen von allen Seiten auseinander fuhren, stürzte sich mit seinen Leuten unter sie und mezelte fürchterlich. Der Sieg war vollständig auf der Seite der Camisarden. Sie verloren kaum vierzig Menschen; aber die königlichen Truppen hatten gegen vierhundert auf dem Platze gelassen. Roland lobte mehr den Erfolg der Unternehmung Cavaliers, als die Unternehmung selbst, wie es bey ähnlichen Vorfällen immer ist, die dem Unternehmer, je nachdem der Ausschlag fällt, entweder das Schaffot oder den Lorbeerkranz verdienen. Indessen ließ er der Entschlossenheit Cavaliers alle Gerechtigkeit wiederfahren, vereinigte sein Korps mit dem seinigen, und so waren sie im Begriff, unter

dem Gewirbel der Trommeln zurück zu marschieren, als sie vernahmen, daß sich neue Truppen sehen ließen, und Bewegungen machten, wodurch sie das Gefecht erneuern zu wollen schienen. Als aber Roland seine Truppen Fronte machen ließ, und die Verstärkerung gleichsam heraus forderte, ließ es diese damit genug seyn, daß sie ihn eine Zeitlang zu erwarten schien und sich bald nachher ganz zurück zog. Nun rückten die Camisarden gleichfalls in ihr Hauptquartier.

Hier hielten sie einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, daß sie sich, um dem Feind einen großen Begriff von ihrer Stärke zu machen, überall und auf allen Seiten zeigen, und dadurch die königlichen Truppen, sich zu theilen und ihren Entschluß die Ausgänge des Gebirges besezt zu halten, aufzugeben zwingen wollten. Achthundert Camisarden wurden unter Cavalier zu diesem Behuf abgeschickt, und Roland behielt den Rest für sich, um in den obern Sevennen zu agiren,

ren, seine Magazine und Zufluchtsörter zu decken, und auf alles ein wachsames Auge haben zu können.

Unterdessen war Catinat von seinen Wunden noch nicht ganz wieder hergestellt. Zwar war er einer der ersten gewesen, die Cavaliers Entschlossenheit und Geistesgegenwart nach Verdienst anerkannt hatten; aber er konnte es doch nicht ohne inneres Nagen ansehen, daß er ihm jezt vorgezogen würde. Er ließ sich auch im Kriegsrathe darüber aus. Ich kann die Wahl eines neuen Chefs in Cavalier nicht mißbilligen, sagte er: aber ein Zug von Ehrgeiz, dessen ich nicht Meister bin, erlaubt mir nicht, unter ihm zu dienen, da er vorher unter mir gedient hat. Man stellte ihm vor, daß man, da er noch nicht völlig wieder hergestellt wäre und bey den gegenwärtigen sehr dringenden Umständen, dem Cavalier das Kommando des ganzen Korps zwar gegeben hätte, daß man es aber, sobald er ganz wieder besser wäre, theilen und ihm

die eine Hälfte übertragen würde, um damit in Vivares zu agiren. So ward dieser Punkt abgethan, der die innere Ruhe der Camisarden leicht hätte erschüttern können.

Plötzlich zeigten sich überall Camisarden. Von fünf Seiten her kamen Couriere, und ihren Berichten nach, hatten sich unzählige Camisarden zu ein und ebenderselben Zeit hier und dort und überall gezeigt. Die Befehlshaber der königlichen Truppen sahen wohl, daß man Detachements für Armeen angesehen hätte; da sie aber doch fürchteten, daß die Camisarden ihre ganze Macht nach Niederlanguedoc werfen möchten, um das Land zu verheeren: so schickten sie nach allen Seiten Truppen aus, um die Rebellen zu verjagen, und zogen sogar einige Detachements aus Vivares zurück, wo man gefürchtet hatte, daß die Camisarden herausbrechen würden. Auf diese Weise hatten also letztre ihren Endzweck erreicht.

Sobald Roland den Rückzug der königlichen Truppen erfuhr, benachrichtigte er den Cavalier davon und dieser sandte sogleich vier-

hundert Mann ab, die unter Catinat agiren sollten. Die wichtigsten Posten, welche die königlichen Truppen an den Gränzen von Vivares aufgegeben hatten, wurden ohne Aufschub von Camisarden besetzt.

Cavalier konnte mit seinen vierhundert Leuten nichts gewaltthätiges anfangen, mußte also seine Zuflucht zur List nehmen. Die königlichen Truppen waren überall und zahlreich in Bewegung. Er zog sie also bald hierhin bald dorthin, neckte sie unausgesetzt, fiel ihnen in den Rücken, griff ihre Bagage an, und keine dieser kleinen Unternehmungen blieb ohne Erfolg und Beute.

Unterdessen näherte sich das Osterfest. Die Camisarden begiengen es sehr feyerlich, wo und unter welchen Umständen sie sich auch befanden. Cavalier wollte den ersten Tag desselben auf einen Vorwerke nicht weit von Alais feyern. Alle seine Leute waren beysammen und ausser ihnen noch eine Menge von Reformirten aus der umliegenden Gegend. Während sie auf ihre Weise Gott dienten, wollten

ihm die Katholiken auf ihre Weise dienen und die Feyer des Osterfestes durch Ströme von Ketzerblut verherrlichen. Die Besatzung von Alais war ungefähr eilf bis zwölfhundert Mann stark. Ein Haufen bewaffneter Bürger schlug sich zu derselben, und zog mit ihr durch die Priester angefeuert aus. So stürzten sechzehn bis achtzehnhundert Mann auf vierhundert, nicht so wohl zu einen Kampfe, als vielmehr zu einen übermächtigen Morde

Die Nachricht von ihrem Zuge lief vor ihnen her. Der Gottesdienst der Camisarden ward unterbrochen. Cavalier arbeitete, die Fassung wiederherzustellen, als entschloßner Anführer und als Prophet zugleich. Die Fremden schickte er fort, weil sie noch Zeit dazu hatten, und mit seinen Leuten hielt er noch einmal eine Betstunde, während welcher er in Verzuckungen fiel und unausbleiblichen Sieg vorher sagte. Alles flammte von wilder Andacht und wilder Wuth.

Er war entschlossen, den Feind festen Fußes zu erwarten. Er stellte seine Leute hin-

ter einem alten Gemäuer, das sie bis an den Gürtel deckte und ihnen gleichsam zu einem Parapet diente. Der Feind war früh und ohne Geräusch ausgezogen und hatte geglaubt, die Schildwachten niederstoßen und die Versammlung überraschen zu können. Als sie aber die Camisarden im Gewehre fanden, waren sie gezwungen sie förmlich anzugreifen. Letztere wichen durch Bücken ihrem erstern Feuer aus, und dann stürzten sie, während sie ihren gewöhnlichen Schlachtpsalm *) anstimmten, aus ihrer Verschanzungen hervor, feuerten ab, warfen sich, immer noch mit Gesang, auf den Feind, der auseinander fuhr und sich bey der allgemeinen Bestürzung nicht wieder fassen konnte. Die Camisarden setzten ihm wüthend nach und schlu-

*) Dieser Psalm hub so an:

Que Dieu se montre seulement
Et l'on verra dans le moment
Abandonner la place:
Le Camp des Ennemis épars,
Epouvanté de toutes parts,
Fuira devant sa Face. etc.

schlugen ihn bis nach Alais hinein. Kaum daß man die Thore vor ihnen schließen konnte. Alle Glocken in der Stadt wurden angezogen und die Kanonen auf der Citadelle abgefeuert, vermuthlich um die Camisarden zu verscheuchen, die sich aber dadurch nicht irre machen ließen, sondern den Rest des Tages in den Vorstädten blieben und sich erfrischten. Jede ihrer Schildwachen, die sie ausstellten, ward Prediger bey dieser Gelegenheit und schrie aus allen Kräften den Einwohnern Vorwürfe zu, daß sie auf solch eine unanständige Art das Osterfest hätten feyern wollen.

Gegen Abend kehrte Cavalier nach dem Schlachtfelde zurück, auf welchem der Feind mehr als zweyhundert Todte gelassen hatte. Von da zog er nach dem Vorwerke, wo er bis gegen Abend des folgenden Tages ausruhete und dann einer Verstärkung von zweyhundert Mann, die er von Roland unterwegs wußte, entgegen ritt und dieselbe wirklich zu sich schlug.

Un-

Unterdeß hatte der Gouverneur von Anduze, auf die falsche Nachricht, daß Cavalier jezt in der Gegend von Uses stände, mehrere Wagen mit Munition unter einer Begleitung von zweyhundert Mann nach St. Hippolite abgeschickt. Cavalier ward davon benachrichtigt und wollte diese trefliche Gelegenheit nutzen. Er schickte dreyhundert Mann mit zwey seiner geschicktesten Offiziere ab, die sich während der Nacht der Zugänge bemächtigen und sich in zwey Detachements so postiren mußten, daß sie jene Eskorte zugleich an der Spitze und am Ende angreifen konnten. Alles ging nach Wunsch. Die Eskorte wurde niedergehauen und die Wagen wurden in den Wald von Desfort gebracht. Man fand auf denselben eine Menge Flinten, Pulver, Kugeln, Montirungen, Hüte, Strümpfe und Schuhe für das Regiment Cordes. Cavalier kleidete mit leztern seine Leute und das übrige schickte er nach dem Hauptmagazine der Camisarden.

Unterdessen hatte zwar Roland in den Gebirgen keine Unternehmung von Belang aus-

geführt; aber er hielt doch die königlichen Truppen und die Katholiken dort herum beständig in Furcht. Er war des Landstriches, den er besezt hielt, völlig Meister, und das reformirte Bekenntniß beging öffentlich unter seinem Schutze seine Religionsübungen. Ausser seinen festen und gut bewachten Höhlen, die er zu Hospitälern, Arsenalen und Proviantháusern brauchte, hatte er auch dort Pulvermühlen, Bäckereyen, Schmieden und andere Werkstätte, deren er bedurfte, um den Krieg zu unterhalten. Aus seinem Lager stammten alle Plane und Befehle her, die den französischen Hof ernsthaft zu beschäftigen anfingen, und denen er nicht anders als durch eine fast unerhörte Nachgiebigkeit ein Ende machen konnte. Jezt war er indessen noch nicht dazu gestimmt.

Der Graf von Broglio und Herr von Julien wollten endlich größern Ernst brauchen, als sie ihre Truppen beständig genekt und geschlagen sahen. Sie ließen auf einmal fünf bis sechstausend Mann auf die Gebirge zu marschiren. Roland erhielt von der Bestimmung dieses Korps

die Nachricht, daß es einige Dörfer, die es mit ihm hielten, plündern und verbrennen sollte. Er hätte Repressalien brauchen können, welche die ganze Provinz verheert haben würden, aber dies war nicht in seinem Plan. Er wollte seinem Vaterlande Gewissensfreyheit verschaffen, nicht es verwüsten. Er unternahm es also, die königlichen Truppen zurück zu halten, und dazu bedurfte es seiner ganzen Macht. Sonach zog er alle seine Detachements an sich. Dies war das erstemal, daß sämmtliche Camisarden beysammen waren, und auch das letztemal. Sie beschlossen in einem Kriegsrathe, den anrückenden Feind nicht in Schlachtordnung zu erwarten, sondern ihn in Hinterhalte zu locken und nieder zu schießen. Sogleich wurden auf allen Seiten dergleichen versteckt, und dies geschah so geschickt und rasch, daß die königlichen Truppen, die sehr vorsichtig zu Werke gingen, ohne etwas unternommen zu haben, halt machten, ihre Plane aufgaben und bald sogar Befehl erhielten, sich behutsam nach Montpellier zurück zu winden.

Man hatte für diesen Platz gefürchtet, weil sich einige Camisarden dort herum hatten sehen lassen, die durch ihre Kundschafter die Nachricht verbreitet hatten, daß Roland und Cavalier mit ihrer ganzen Macht im Anzuge wären und mittelst einer Verschwörung in der Stadt diese von innen und außen zugleich zu stürmen willens wären. Dies Gerücht hatte viel Wahrscheinlichkeit, weil es wirklich viel Reformirte in der Stadt gab, deren Neigung für die Camisarden man kannte; aber ungegründet war es immer, und nur die Folge von einem Stratagem Rolands, das ihm beynah so viel Vortheil stiftete, als eine gewonnene Schlacht. Die königlichen Generale konnten dieses und ähnliche sehr wahrscheinliche Gerüchte ohne Unvorsichtigkeit nicht vernachlässigen. Ihre Wachsamkeit war lobenswerth und vereitelte immer manchen Plan der Camisarden. Ueberdies war der Erfolg, den sie sich mit ihren sechstausend Mann hätten verschaffen können, immer sehr zweifelhaft, denn ausser den Hinterhalten, die auf sie warteten, hatte Roland

auch noch eine Menge andrer Reformirten bewaffnet.

Auf der andern Seite hatte Roland auch wohl Ursache zufrieden zu seyn, daß er dem Sturm auf diese Weise vorgebeugt hatte, denn die königlichen Truppen konnten ohne großen Zeitverlust bis auf die Hälfte verstärkt, und mithin die Camisarden doch wohl endlich überwältigt werden und einen desto größern Verlust leiden, da sie diesmal alle beysammen waren und mithin, wenn sie überwunden worden wären, alle auf einmal eine fast unersetzliche Niederlage gelitten haben würden.

In den Gebürgen ging alles wieder den vorigen Gang. Roland hatte sie in Besitz und blieb Meister darinn. Zwey Detachements setzten sich in Auserre und Velai, während Catinat und Cavalier nach Vivares abmarschirt waren, wo die Reformirten rührig zu werden anfingen. Die königlichen Truppen eilten hinzu, ihren Einbruch zu verhüten; dies würde ihnen aber nicht gelungen seyn, wenn sich nicht

ein widriger Zufall für die Camisarden mit ihnen verbunden hätte.

Cavalier kam bald bis Bagnas, das letzte Dorf an der Gränze von Vivares. Dort ließ er seine Leute, die Tag und Nacht marschirt waren, ausruhen. Er hatte noch nicht wieder Befehl zum Aufbruch gegeben, als drey Fremde zu ihm kamen, die sich für Botschafter aus der Landschaft Vivares ausgaben. Sie erklärten, daß sie Auftrag hätten, den Rettern ihrer Glaubensgenossen entgegen zu gehn, und sie auf einem sichern Wege nach einem bestimmten Orte zu führen, wo die Mitglieder einer zahlreichen Konföderation sie erwarteten. Sie schienen von allem unterrichtet zu seyn, nannten die Häupter der Verschwörung und gaben solch eine Menge kleiner auch dem Cavalier bekannter Umstände an, daß sie seine Vorsicht überraschten, sein ganzes Vertrauen gewannen und selbst zu einem Kriegsrathe gezogen wurden. Diese drey Leute waren aber nichts anders, als Kundschafter, die der Graf von Broglio und der Herr von Julien abgeschickt hatten, die

auf

auf diese Weise alle Maasregeln Cavaliers erfuhren und deren einen er sogar zum Uebermaas der Unvorsichtigkeit an seine Brüder in Vivares abgeschickt hatte, um ihnen den Weg anzuzeigen, den sie nehmen sollten. So verrieth Cavalier sich selbst.

Unterdessen standen die königlichen Truppen immer noch in der Gegend von Alais. Dies wußte Cavalier durch seine Kouriere, die ab und zu gingen. Aber Herr von Julien, der jetzt die Depeschen Cavaliers durch seine Spione aufgefangen, und auch schon auf vorhergegangene Nachrichten dreytausend Mann in lauter kleinen einzelnen Korps auf Schleifwegen nach Vagnas hin hatte defiliren lassen, stellte sich jetzt mit dem Gouverneur von Alais, Herrn de la Lande an die Spitze dieser Mannschaft und marschirte gerade auf Cavalier los, den er durch eine Freykompagnie und einen Haufen Militz, die der Herr von Vagnas anführte, zum Kampfe herauslocken lassen wollte, um zuzufahren, wenn er sich in diesen verwickelte.

So-

Sobald Cavalier Nachricht erhielt, daß sich ein Korps Truppen nach Vagnas her zöge, eilte er demselben entgegen, erreichte es, griff es mit solcher Wuth an, daß es beym ersten Feuer floh, und verfolgte es so hitzig bis an Fluß Ardeche, der von Flüchtlingen und Todten voll war, daß Har von Julien nicht so schnell herzukommen, nicht einmal sich zeigen konnte. Es waren gegen zweyhundert Leute von der Freykompagnie und der Miliz geblieben, dahingegen die Camisarden keinen Mann verloren und nur vier Verwundete zählten.

Als letztere nach Vagnes zurückkehrten, entdeckten sie in einem hohlen Baume einen Officier von den geschlagenen Truppen, und einige Schritte weiter, einen andern hinter einer Hecke. Man führte beyde zu Cavalier, der sie sehr artig empfing. „Sagt mir, ihr Herren, hub er an: wie kann sich der Herr von Vagnas mit solch einer Handvoll Leute gegen mich stellen? Sah er mich etwa nicht für voll an?“ — Wahrhaftig, gnädigster

Herr, erwiederte einer der Offiziere: man muß Sie wohl für voll ansehen. Aber ich muß Ihnen als Mann von Ehre die Wahrheit sagen: Herr von Vagnas war zu voreilig. Wir hatten Befehl nicht eher anzugreifen, als bis wir den Herrn von Julien im Gesicht hätten — „Herr von Julien?“ unterbrach ihn Cavalier. — Ja, gnädigster Herr, fuhr jener fort: Sie haben Ursache sich in Acht zu nehmen, Herr von Julien ist nicht weit und beynah noch einmal so stark als Sie!

Sogleich schickte Cavalier Leute auf Entdeckungen aus und traf noch andere Vorkehrungen. Dann kam er zu den beyden Officieren zurück und sagte mit einer Kaltblütigkeit, die anfangs ihre Herzensangst noch peinlicher machte, sie aber bald davon befreyete: Herr von Vagnas würde sich wahrscheinlich nicht so übereilt haben, wenn ich mir nicht die Mühe gemacht hätte,

ihm den halben Weg zu ersparen. — Aber, ihr Herren, nennt mich nicht gnädigster Herr. Ich heiße Cavalier schlechtweg. Uebrigens seyd ihr frey. Geht und macht dem Herrn von Julien meine Empfehlung.

Diese beyden Leute, deren einer Lieutenant und der andere Fähndrich unter der Miliz waren, hatten dem Cavalier eine Art von Comödie gegeben, die sich aber bald an ernsthaftere Dinge anschloß. Er hörte nemlich den Augenblick, daß Herr von Julien nur noch eine Viertelstunde entfernt wär. Er hielt Kriegsrath. Man stimmte anfangs für Zurückzug, fand ihn aber sehr schwer und gefährlich. Man beschloß endlich, den Feind zu erwarten.

Cavalier setzte sich am Ausgange eines Waldes. Die königlichen Truppen zeigten sich schon auf der Höhe und rückten in geschloßnen Gliedern heran, die Infanterie vorauf und die Cavallerie hinterdrein, um sie zu decken. Ihr hoher Standpunkt stellte sie bloß, und die Camisarden sahen sie kommen, ohne selbst gesehen

zu

zu werden. Sobald sie sich bis auf einen Büchsenschuß genähert hatten, empfingen diese sie mit solch einem mörderischen Feuer, daß sie zurück prallten. Sie faßten sich aber wieder und antworteten mit solchen Nachdrucke, daß sie die Camisarden warfen, und dann mit aufgepflanzten Bajonet so wild unter sie fuhren, daß Cavalier, der die andringende Uebergewalt sahe: rette sich, wer sich retten kann! zu schreyen gezwungen war. So retteten sich die Camisarden so rasch und doch dabey so regelmässig, daß ihnen der Feind nichts anhaben konnte. Sie hatten überhaupt nur dreyßig Mann verloren, während Herr von Julien nahe an zweyhundert Todte und Verwundete einbüßte. Indeß war dieser Sieg in so fern für letztern wichtig, daß er die Unternehmung Cavaliers auf Vivares rückgängig machte. Er besetzte alle Ausgänge in diese Landschaft, und obgleich Cavalier noch einigemal durchzubrechen strebte, gelang es ihm doch nicht, sondern er mußte seinen Plan aufgeben und wieder zurück ziehen, freylich nicht ohne Gefahr auf Seiten

des Herrn von Julien, von dessen Regimente er einen Theil ganz zu Grunde richtete.

Es liefen neue Berichte von Seiten des Grafen von Broglio und des Herrn von Baville, Intendanten von Languedoc, nach Hofe, die das Uebel sehr dringend und größer als es immer noch war, schilderten. Man versicherte, daß eine allgemeine Revolution in Vivares und den angränzenden Landschaften zu fürchten wäre. Alle Tage liefen Bestätigungen ein, daß diese Besorgniß sehr gegründet sey. Der Hof schien endlich die Sache auch ernsthaft zu finden, und schickte noch mehr Truppen nach Languedoc, als man verlangt hatte. Dem Marschall von Montrevel gab man das Commando darüber. Sobald er in Languedoc ankam, wurden die königlichen Truppen thätiger und ihre Bewegungen auf allen Seiten lebhafter. Er wollte die Camisarden auf das Aeuserste treiben und deshalb alle Dörfer, die man im Verdacht hatte, daß sie es mit ihnen hielten, plündern und verbrennen lassen. Sein heftiger Charakter paßte zu den gewaltsamen Entschließungen

des Herrn von Baville. Er war hartherzig und blutdürstig, und doch dabey, was kein seltner Fall ist, läßig und verzärtelt. Er zwang die Camisarden grausam zu werden, und doch hatten seine Unternehmungen gegen sie weder Nachdruck noch Konsistenz, und waren mehr Lustpartbieen als ernsthafte Feldzüge. Seine Liebschaften beschäftigten ihn ernsthafter, und die Fanatiker, die er mehr fürchtete, als die Camisarden, waren die schönen Augen seiner Geliebten *).

Roland begriff leicht, daß ein General von seinem Charakter viel Geräusch machen, aber wenig thun würde. Er übertraf ihn also an Thätigkeit und spannte dadurch die seinige bald ganz ab. Er begegnete seiner Mordgier und Verheerungssucht mit Mordgier und Verheerungs-

*) Er machte um die Zeit auf eine derselben ein Impromptû, das so anfing:
Les fanatiques, que je cruins, sont vos beaux yeux, silvie etc. etc.

sucht, beschäftigte ihn auf allen Seiten und hieb ihm nach und nach so viel Leute nieder, daß er bald von neuem um Verstärkung anhalten mußte.

LB Coburg

16. 3. 72
7. 11. 75
21. 12. 76
27. 9. 77
14. 12. 78
B 72 55,56

D

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich

Kleine prosaische Schriften

Bd.: 4

1790

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940494-1